Humboldt-Universität zu Berlin

Magisterarbeit

Eltern-TÜV?

Standardisierung und Normalisierung von Elternschaft am Beispiel von Adoptionsbewerbern und Adoptiveltern

Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des akademischen Grades Magistra Artium (M.A.)

Institut für Europäische Ethnologie

Philosophische Fakultät I

Sulamith Hamra

Gutachter: 1. Prof. Dr. Stefan Beck

2. Dr. Michi Knecht

eingereicht: am 6.3.2007

Abstract (Deutsch)

Familie wird in den deutschen Medien und der Politik seit einiger Zeit als „Problemfall" wahrgenommen. Nicht nur Szenarien einer „dramatisch alternden Gesellschaft" werden dabei gezeichnet, auch die Frage nach der „Erziehungskompetenz" der Eltern wird diskutiert. In der politischen Debatte, wie auch in der Mediendiskussion wird dabei die Ambivalenz zwischen dem Vorrang des Kindeswohls und der Wahrung von Elternrechten deutlich. Während die staatliche Sanktionierung der familiären Privatsphäre jedoch eine Überprüfung angehender (biologischer) Eltern verhindert, ist für Adoptionsbewerber das Bestehen eines Eignungsverfahrens die Voraussetzung für die ‚Zulassung' zur (Adoptiv-)Elternschaft.

In dieser Magisterarbeit wird untersucht, mit welchen gesellschaftlichen Vorstellungen von Familie und (Adoptiv-)Kindern sich (angehende) Adoptiveltern auseinandersetzen müssen. Zu diesem Zweck analysiert die Autorin die gesetzlichen und institutionellen Voraussetzungen der Adoption in Deutschland. Sie wertet 16 mehrstündige, leitfadengestützte Interviews mit Berliner Adoptionsvermittlern und (angehenden) Adoptiveltern sowie Beobachtungen in einer Adoptionsselbsthilfegruppe aus. Unter Rückgriff auf theoretische Konzepte, die sich an Foucaults Begriff der Gouvernementalität anlehnen, wird untersucht, inwiefern von einer Standardisierung bzw. einer Normalisierung von Elternschaft im Zusammenhang mit dem Adoptionsverfahren gesprochen werden kann. Von besonderem Interesse ist dabei einerseits, wie die Betroffenen lernen, eine diskursiv und institutionell als „außergewöhnlich" und „unnatürlich" dargestellte Beziehungskonstellation zwischen Eltern und adoptiertem Kind zu normalisieren. Andererseits geht die Autorin der Frage nach, wie staatliche Regulation von den betroffenen Familien in individuelles und familiales Selbstmanagement transformiert wird.

Schlagworte:

Adoption, Adoptionsbewerber, Adoptionsverfahren, Adoptionsvermittler, Adoptivkind, Eltern, Elternrechte, Erziehungskompetenz, Familie, Familienbild, Familienvorstellung, Gouvernementalisierung, Kindeswohl, Normalisierung, Prävention, Privatsphäre, Professionalisierte Elternschaft, Standardisierung, Verwandtschaftsethnologie

Abstract (English)

For some time "the family" has been perceived as problematic by German media and politics. Not only scenarios of a „dramatically aging society" are envisioned, but also the question of „educational competences" is being discussed. In the political debate as well as in media discussions an ambivalence between the priority of the welfare of the child and the protection of parents' rights is apparent. While governmental protection of „familial privacy" prevents control of (biological) parents to be, applicants for adoption have to pass an aptitude test to be admitted for (adoptive) parenthood.

This M.A. thesis examines the societal notions of family and children which adoptive parents have to deal with. The author analyses the juridical and institutional conditions of adoptions in Germany. She evaluates 16 qualitative interviews of several hours with Berlin adoption agents and adoptive parents (to be) as well as the results of ethnographic observations in an adoption support group. With reference to theoretical concepts that are modelled on Foucault's idea of governmentality the thesis examines in how far one can speak of a standardization or normalization of parenthood in the context of the aptitude test. On the one hand the study focuses on how the concerned persons learn to normalize a relationship between parents and adoptee that is discursively and institutionally regarded as "extraordinary" and "unnatural". On the other hand the author attends to the question of how governmental regulation is transformed into individual and familial self-management by the concerned families.

Keywords:

Adoption, adoptive applicants, adoption procedure, adoption agents, adoptee, parents, parental rights, educational competence, family, family notion, governmentalization, wellbeing of the child, normalization, prevention, privacy, professionalized parenthood, standardization, kinship studies

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG 4

METHODISCHE VORGEHENSWEISE 6
FORSCHUNGSSTAND ZUM THEMA ADOPTION UND AUFBAU DER ARBEIT 9

2. ADOPTIONSBEDINGUNGEN 15

2.1 AUSGANGSBEDINGUNGEN DER ADOPTION IN DEUTSCHLAND 16
2.1.1 ENTWICKLUNG DER ADOPTIONSVERMITTLUNG IN DEUTSCHLAND 17
2.1.2 KINDESWOHL 20
2.1.3 GESETZLICHE VORSCHRIFTEN 22
2.1.4 DIE *EMPFEHLUNGEN ZUR ADOPTIONSVERMITTLUNG* DER BAGLJÄ 23
2.1.5 KRITERIEN FÜR ADOPTIVELTERN 25
2.1.6 EXKURS: REPRODUKTIONSMEDIZIN, ADOPTION UND KINDESWOHL 28
2.2 DIE LOKALE VERMITTLUNGSPRAXIS 30
2.2.1 MINIMIERUNG VON RISIKEN 30
2.2.2 ABLAUF DES ADOPTIONSVERFAHRENS 32
2.3 AMBIVALENTE BOTSCHAFTEN: ADOPTION IN GESETZGEBUNG UND PRAXIS 40

3. ENTWICKLUNGSPROZESSE DURCH DAS ADOPTIONSVERFAHREN 45

3.1 SCHMIEDS – DER ENTWICKLUNGSPROZESS IM EIGNUNGSVERFAHREN 45
3.2 LERCHS – ÄNGSTE I 52
3.3 FÖRSTERS – ÄNGSTE II 57
3.4 DAS PARADOX DER ‚ERFORDERLICHEN WAHL' EINES KINDES 61
3.5 STANDARDISIERUNG VON ELTERNSCHAFT 67

4. NORMALISIERUNGSPROZESSE IM ADOPTIONSALLTAG 71

4.1 ENGLERS – ABGRENZUNG I 71
4.2 KOCHS – BESONDERHEITEN ODER NORMALITÄT? 77
4.3 BORCHERTS – ABGRENZUNG II 83
4.4 NORMALISIERUNG VON ADOPTIVELTERNSCHAFT 90

5. RESÜMEE 98

LITERATURVERZEICHNIS 104

VERZEICHNIS MEINER INTERVIEWPARTNER 115

1. Einleitung

Die *„deutsche Familie"* wird in der Politik und den Medien seit einiger Zeit als *„Problemfall"* wahrgenommen. Den *„Abschied vom Idyll"* proklamiert der Spiegel im Dezember 2006 und fügt hinzu: *„Die Familie ist ein unheimlicher Ort geworden. Sie liefert wenig beruhigende Nachrichten"*. (Fleischhauer et al. 49/2006: 20) Nicht nur Szenarien einer *„dramatisch alternden Gesellschaft"* (Zylka 7. 12. 2006; vgl. Gatterburg et al. 10/2006: 84) werden dabei gezeichnet, auch die Frage nach der *„Erziehungskompetenz"* (Miller/Kopietz 5. 1. 2006) der Eltern wird diskutiert. Auf der einen Seite konstatiert beispielsweise der Soziologe Thomas Meyer eine zunehmend *„professionalisierte Elternschaft"* und spricht von einer *„an die Eltern gerichtete[n] Erwartungshaltung, die Fähigkeiten des Nachwuchses vom ersten Tag an voll zu entfalten"* (Meyer 2002: 41). Auf der anderen Seite werfen immer neue Schlagzeilen über Misshandlungen, Verwahrlosungen und Tötungen von Kindern die Frage auf, ob der Staat mehr Einfluss auf die Erziehung von Kindern ausüben sollte. In der politischen Debatte, wie auch in der Mediendiskussion wird dabei die Ambivalenz zwischen dem Vorrang des Kindeswohls und der Wahrung von Elternrechten deutlich. (Vgl. Richter 20. 12. 2006; Schlandt/ Vestring 28. 12. 2006)

Die Vorstellung einer familiären Privatsphäre im Zusammenhang mit Elternrechten existiert seit dem 19. Jh. Insbesondere liberale Politiker verteidigten die Familie damals vehement gegen staatliche Eingriffe, und bis heute wird die Familie häufig, wie von Bundespräsident Köhler in seiner Rede vom Dezember 2006, als *„Keimzelle der Gesellschaft"* (Zylka 7. 12. 2006) bezeichnet. Durch den Artikel 6 des Grundgesetzes ist der familiäre Binnenraum staatlich geschützt. Aufgabe des Staates ist es, die Rahmenbedingungen für den optimalen Schutz der ‚sozialen Institution' Familie bereitzustellen, ohne selbst regulierend in deren Privatsphäre einzugreifen. Nur wenn die Familie ihren Aufgaben nicht gerecht wird – beispielsweise im Falle der Vernachlässigung von Kindern – darf der Staat zum Wohle des Kindes eingreifen.[1] (Gestrich 2003: 385f.; Zitelmann 2003: 133-140) Während jedoch die Sanktionierung der familiären Privatsphäre eine staatliche Überprüfung angehender Eltern verhindert, ist für Adoptionsbewerber in Deutschland schon seit der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts das Bestehen eines immer aufwändiger werdenden *Eignungsverfahren*s[2] die Voraussetzung für die ‚Zulassung' zur (Adoptions-)Elternschaft. Um ein Kind vermittelt zu bekommen, müssen Berliner Adoptionsbewerber gegenwärtig über einen Zeitraum von neun

[1] Der *Kindeswohlbegriff* ist darum leicht zu missbrauchen für die Durchsetzung staatlicher Kontrollen und Maßnahmen im familiären Bereich. In der rechtswissenschaftlichen Diskussion wird das *Kindeswohl* von Kritikern als *„staatliches Einfallstor"* (Zitelmann 2001: 133) in private Erziehungskonzepte angesehen. Vor dem Hintergrund dieser Diskussion und als Reaktion auf die totalitäre Politik der Nationalsozialisten erhält der Schutz der familiären Privatsphäre in der bundesrepublikanischen Diskussion einen besonderen Stellenwert. Mit Art. 6 GG wird die Familie unter den Schutz der Verfassung gestellt. (Gestrich 2003: 385f.; Zitelmann 2003: 133-140)

[2] *Eignungsverfahren* ist der Begriff, mit dem der Zeitraum vom ersten Vermittlungsgespräch bis zum abschließenden Hausbesuch bezeichnet wird. Am Ende des *Eignungsverfahrens* erhalten die Bewerber den Status *anerkannter* Adoptionsbewerber. Mit *Vermittlungsverfahren* oder *Adoptionsverfahren* bezeichne ich den gesamten Zeitraum der Adoptionsbewerbungsphase bis zur endgültigen Vermittlung eines Kindes. Vgl. Empfehlungen 2006: 21.

bis 18 Monaten in vier bis sechs Paargesprächen mit einem Adoptionsvermittler über ihre Kindheit und Entwicklung, ihre Partnerschaft, ihr soziales Umfeld und vieles andere mehr reflektieren. Sie müssen einen ausführlichen Lebenslauf verfassen, einen Fragebogen ausfüllen, ein ärztliches Attest und ein polizeiliches Führungszeugnis einreichen; am Ende des Eignungsverfahrens steht ein Hausbesuch durch den Vermittler[3]. Diese Kontrollprozedur legt die Assoziation mit anderen staatlichen Überprüfungsverfahren wie dem TÜV nahe. Lässt sich also beim Adoptionseignungsverfahren, wie im Titel dieser Arbeit vorgeschlagen, von einer Art ‚Eltern-TÜV' sprechen? In meiner Forschung gehe ich der Frage nach, von wem die Kriterien bzw. Normen aufgestellt werden, an denen die Adoptionsvermittler im Inlandsadoptionsverfahren potenzielle (Adoptiv-)Eltern messen. Auf der Basis von Interviews und Gesprächen mit Berliner Adoptionsvermittlern und (angehenden) Adoptiveltern werde ich untersuchen, wie diese Kriterien bzw. Normen im Adoptionsverfahren vermittelt werden und in welcher Funktion die von mir interviewten Adoptionsvermittler sich selbst sehen. Es ist nicht Ziel dieser Arbeit, staatliche Einmischungen zum Schutz von Kindern zu verurteilen. Den Adoptionsregelungen liegt meines Erachtens eine sehr reflektierte Diskussion um das sogenannte *Kindeswohl* zugrunde. Angesichts der Zahl der Adoptionsbewerber, die die Zahl der in Deutschland zur Adoption freigegebenen Kinder weit übersteigt, ist es zudem unumgänglich, dass nur einem Teil der Bewerber ein Kind vermittelt werden kann.[4] Bei meiner Untersuchung geht es mir nicht darum, die Legitimität des Adoptionsverfahrens in Frage zu stellen. Vielmehr möchte ich untersuchen, mit welchen, im Adoptionsverfahren vermittelten gesellschaftlichen Vorstellungen von Familie und (Adoptiv-)Kindern sich (angehende) Adoptiveltern auseinandersetzen müssen. Zu diesem Zweck untersuche ich, wie sich Adoptionsanwärter darstellen müssen, um von Vermittlern als akzeptables zukünftiges Elternpaar anerkannt zu werden. Wie erleben Adoptionsbewerber das Adoptionsverfahren? Welche Aspekte bzw. Ebenen des Verfahrens werden als Zumutung empfunden und welche nicht? Wie wird Elternschaft in den von mir befragten Adoptivfamilien vor dem Hintergrund dieser Erfahrung und in Auseinandersetzung mit dem über Elternrechte und -pflichten stattfindenden Diskurs verstanden und gelebt? Unter Rückgriff auf theoretische Konzepte, die sich an Foucaults Begriff der Gouvernementalität anlehnen, werde ich untersuchen, inwiefern von einer *Standardisierung* bzw. einer *Normalisierung* von Elternschaft im Zusammenhang mit dem Adoptionsverfahren gespro-

---

[3] Bis auf den Leiter der Adoptionsvermittlungsstelle des Landesjugendamts Berlin sind derzeit in Berlin nur weibliche Adoptionsvermittlerinnen tätig. Dennoch behalte ich im Folgenden die Formen „Vermittler", „Adoptionsvermittler", „Mitarbeiter" etc. bei, solange ich mich nicht auf bestimmte Personen beziehe. Nur wenn der Text sich auf konkrete Adoptionsvermittlerinnen bezieht, verwende ich die Endungen „-in" oder „-innen".

[4] Nach Angaben des statistischen Bundesamtes standen im Jahr 2005 rein rechnerisch einem zur Adoption vorgemerkten Minderjährigen 12 Adoptionsbewerber gegenüber. 2004 war das Verhältnis 1: 11, 2003 betrug es 1: 13. (www.destatis.de/presse/deutsch/pm2006/p4330082.htm) Innerhalb Deutschlands unterscheidet sich dieses Verhältnis jedoch abhängig von der sozialen Lage und der gesellschaftlichen Struktur der Region. Bei der Vorstellung meines Feldes werde ich auf diesen Punkt kurz eingehen.

chen werden kann. Was bedeuten in diesem Zusammenhang die Begriffe ‚öffentlich' und ‚privat' und wo verlaufen ihre Grenzen? Welches Verhältnis von Staat und Familie ergibt sich aus den Antworten auf diese Fragen?

Elternschaft bzw. Mutterschaft und Vaterschaft sind nicht ‚genderneutral', dies zeigt sich auch in meinen Interviews.[5] Die gesetzlichen Regelungen in Bezug auf die Adoption, die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der *Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter* und die Aussagen der Adoptionsvermittler, mit denen ich im Rahmen meiner Magisterarbeit gesprochen habe, gehen zwar vom Modell einer heterosexuellen Familie aus, sie differenzieren jedoch nicht zwischen Aufgaben der Adoptivmutter und Aufgaben des Adoptivvaters. Unabhängig von der internen Rollenverteilung der Partner ist das Adoptionsverfahren darauf ausgelegt, stabile Paare als Eltern für Adoptivkinder zu finden. Für die Adoptionsvermittlungsstellen wie auch für die (angehenden) Adoptiveltern unter meinen Interviewpartnern steht die gemeinsame Elternwerdung und die gemeinsame Bewältigung der Adoptionssituation im Vordergrund. Im Folgenden werde ich daher nicht explizit auf Genderverhältnisse bzw. Gendervorstellungen in Bezug auf Adoptivfamilien eingehen.

Methodische Vorgehensweise

Meine Forschungsergebnisse beruhen auf Interviews mit Berliner Adoptionsvermittlern und anderen Adoptionsexperten, Interviews mit (angehenden) Adoptiveltern und teilnehmender Beobachtung in einer Adoptionsselbsthilfegruppe und bei einem Adoptivelterntreffen eines der beiden Berliner Adoptionsvorbereitungskurse. Das von mir erhobene Material habe ich anhand der Analyse ausgewählter Zeitungs- und Ratgeberliteratur zu Adoption und Elternschaft in den vorherrschenden Diskurs eingeordnet und mit Hilfe sozial- und kulturanthropologischer, rechtswissenschaftlicher, sozialwissenschaftlicher, psychologischer sowie erziehungswissenschaftlicher Arbeiten zu adoptions- und erziehungsrelevanten Fragestellungen kontextualisiert bzw. dazu in Bezug gesetzt.

Erste Kontakte zu Adoptionsbewerbern und Adoptiveltern erhielt ich durch eine Rundmail im E-Mail-Verteiler einer Adoptionswebsite Ende Februar 2006. Auf meine Anfrage, ob sich jemand bereit erklären würde, in einem Interview mit mir über die Wahrnehmung der Zeit des Adoptionsverfahrens zu sprechen, bekam ich drei Rückmeldungen aus denen sich Telefoninterviews

[5] Es ist auffällig, dass beim Großteil der von mir interviewten Paare die Frau in der Anfangszeit der Adoption zuhause bleibt bzw. ihre berufliche Tätigkeit einschränkt. Dadurch ist es bei meinen Interviewpartnern auch häufig die Adoptivmutter, die sich im Alltag stärker mit Reaktionen des sozialen Umfelds auf ihr Adoptivkind auseinandersetzen muss. Häufig wird diese Rollenaufteilung durch finanzielle Zwänge begründet, denn in den meisten Fällen hat der Mann den besser bezahlten bzw. sichereren Beruf. Eine genaue Untersuchung des Einflusses gesellschaftlicher Strukturen und Machtverhältnisse auf die Rollenverteilung und Genderverhältnisse in Adoptivfamilien wäre an dieser Stelle sehr interessant, würde jedoch den Rahmen meiner Magisterarbeit sprengen.

ergaben: Das erste Telefoninterview führte ich mit einer Adoptionsbewerberin aus Halle, das zweite mit einer Hamburger Mutter zweier aus Chile adoptierter Kinder und das dritte mit der Mutter inlandsadoptierter Zwillinge aus einem Dorf in Franken. Aus diesen Interviews erfuhr ich, dass die Dauer des Eignungsverfahrens, die Anzahl der Verfahrensgespräche, die Wartezeiten für Bewerber und die Chancen, ein Kind vermittelt zu bekommen, sich in Abhängigkeit von dem Verhältnis zwischen Bewerbern und zur Adoption freigegebenen Kindern in den jeweiligen Regionen sehr unterscheiden. Meine Hallenser Interviewpartnerin beispielsweise war unverheiratet und lebte ohne ihren Partner in einer Wohngemeinschaft – ein bewusster Lebensentwurf ihrerseits, der in Berlin und den meisten anderen Regionen Ausschlusskriterium für das Adoptionsverfahren wäre. Halle, so meine Interviewpartnerin, sei jedoch ein sozialer Brennpunkt mit wenigen Adoptionsbewerbern. Das Adoptionsverfahren sei mit mehreren intensiven Pflichtvorbereitungsseminaren sehr aufwändig, die Kriterien für Adoptionsbewerber würden jedoch zumindest von jüngeren Adoptionsvermittlern flexibler gehandhabt (I-Maiwald_1).[6]

Auf Grund dieser regionalen Unterschiede, insbesondere aber weil es mir schwer fiel, die im Zusammenhang mit der Adoption teils sehr persönlichen Fragen zu stellen, ohne meine Interviewpartnerinnen sehen und so den richtigen Ton finden zu können, konzentrierte ich mich bei meiner Feldforschung auf den Zuständigkeitsbereich der Berliner Inlands-Adoptionsvermittlungsstellen. Den Bereich der Auslandsadoptionen klammerte ich aus zwei weiteren Gründen aus meiner Forschung aus: Erstens erschien es mir wichtig, persönliche Eindrücke der Vermittlungsstellen meiner Interviewpartner zu sammeln und mit den dortigen Adoptionsvermittlern zu sprechen. Bewerber um Auslandsadoptionen können sich jedoch deutschlandweit bei unterschiedlichen Auslandsvermittlungsstellen bewerben. Dies hätte Kontakte zu den Vermittlungsstellen für mich sehr erschwert. Zweitens spielen migrationsspezifische Diskussionen und Aspekte in den Bereich der Auslandsadoptionen hinein – wichtige Themen, die aber über meine Ausgangsfrage des Einflusses des Adoptionsverfahrens auf das Selbstverständnis von Adoptiveltern, hinausgehen.

Im Verlauf des Forschungsprozesses führte ich Interviews mit Mitarbeitern beider Berliner Inlands-Adoptionsvermittlungsstellen. Mit zwei Mitarbeiterinnen der einen Adoptionsvermittlungsstelle (Vermittlungsstelle des Caritasverbandes und des Diakonischen Werkes) hatte ich einmal Gelegenheit zu einem einstündigen Gespräch, bei dem ich mitschreiben, jedoch nicht aufnehmen

[6] Von meiner Interviewpartnerin aus Franken erfuhr ich dagegen, dass im Zuständigkeitsbereich ihrer Adoptionsvermittlungsstelle nur ein oder zwei Kinder pro Jahr zur Adoption freigegeben würden, da in den Dörfern die Sozialkontrolle noch so stark sei, dass es kaum zur Adoptionsfreigabe käme. Die Chance in ihrer Region ein Kind vermittelt zu bekommen sei darum sehr gering. (I-Fränkel_1) Auch meine Hamburger Interviewpartnerin, die für eine Inlandsadoption abgelehnt wurde und ihre Kinder darum aus dem Ausland adoptierte, vermittelte das Bild eines nach sehr strengen Ausschlusskriterien betriebenen Adoptionsverfahrens aufgrund der Tatsache, dass die Zahl der Adoptionsbewerber in Hamburg die Zahl der zur Adoption freigegebenen Kinder teils um das 25fache übersteige. (I-Bach_1)

konnte. Mit dem Leiter der anderen Adoptionsvermittlungsstelle (Adoptionsvermittlungsstelle des Berliner Senats) führte ich ein zweistündiges Interview (I-Senat_1) und konnte ihn und zwei Adoptionsvermittlerinnen dieser Adoptionsvermittlungsstelle noch einmal während einer Teamsitzung in einem einstündigen Interview befragen (I-Senat_2).[7] Über die Senatsvermittlungsstelle erhielt ich auch die Telefonnummer der Leiterin einer Adoptionsselbsthilfegruppe, die sich an Adoptionsbewerber und junge Adoptiveltern richtet. Im Verlauf meiner Forschung besuchte ich fünf der monatlichen Treffen dieser Berliner Adoptionsselbsthilfegruppe als teilnehmende Beobachterin. Außerdem war ich bei einem Halbjahrestreffen für Adoptiveltern eines der zwei Berliner Adoptionsvorbereitungskurse[8]. Nach all diesen Veranstaltungen fertigte ich ausführliche Beobachtungsprotokolle an.

Durch Kontakte über die Adoptionsselbsthilfegruppe, das Adoptivelterntreffen und Bekannte von Bekannten in Berlin hatte ich die Gelegenheit, zwei- bis dreistündige problemzentrierte, leitfadengestützte Interviews[9] mit acht Berliner Adoptivelternpaaren und zwei Berliner Adoptionsbewerberpaaren zu führen, sowie mit einem Bewerberpaar, das den Adoptionsantrag aufgrund einer unerwartet eingetretenen Schwangerschaft zurückgezogen hat. Mit vier der Adoptivelternpaare und den beiden Adoptionsbewerberpaaren hatte ich Gelegenheit, Zweitinterviews durchzuführen, in denen ich Fragestellungen, die sich aus der Auswertung der ersten Interviewrunde ergeben hatten, aufgreifen konnte. In meiner Analyse konzentriere ich mich auf diese sechs Interviewpaare, die ich durch zwei Interviews und teilweise auch wiederholte kurze Treffen und Telefonate am besten kennen lernen konnte. Auch die Beobachtungen aus der Selbsthilfegruppe, dem Adoptivelterntreffen und den anderen Interviews fließen in die Auswahl der Themen, die ich am Beispiel der vorgestellten Paare herausarbeite, mit ein.

Die Interviews mit den Adoptionsbewerbern und Adoptiveltern fanden bei ihnen zuhause in freundschaftlicher und humorvoller Atmosphäre statt. Mit den meisten meiner Interviewpartner duzte ich mich spätestens beim zweiten Interview. Um dem Leser die Orientierung zu erleichtern, stelle ich meine Interviewpartner jedoch durchgehend mit anonymisierten Nachnamen vor.[10] Die Interviews selbst sind dadurch strukturiert, dass sie als Paarinterviews geführt wurden. Allerdings sprach ich bei keinem der ersten Kontakte davon, Paarinterviews führen zu wollen.

---

[7] Da ich keinen der Adoptionsvermittler persönlich vorstelle, zitiere ich die Aussagen der Mitarbeiter der Adoptionsvermittlungsstellen anonym. Aussagen der Mitarbeiter des Senats zitiere ich mit dem Zusatz „Vermittlerin" und „Leiter der Vermittlungsstelle des Senats". Die Aussagen der Mitarbeiterinnen der Adoptionsvermittlungsstelle des Caritasverbandes und des Diakonischen Werkes zitiere ich indirekt mit dem Zusatz „Caritas/Diakonie".

[8] Auch mit den Leiterinnen dieser Adoptionsvorbereitungskurse führte ich Interviews, diese fließen jedoch nur indirekt in meine Analyse ein.

[9] Diese qualitative Erhebungsmethode ist eher als quantitative Methode für die *„Untersuchung alltäglicher Situationen"* geeignet und ermöglicht die für eine Beantwortung meiner Fragen angeratene *„Subjektbezogenheit"* und *„Offenheit bezüglich der Fragen, Antworten und Methoden"*. (Diekmann 2000: 444, Vgl. auch Rerrich 1991: 348-351; Hopf 2000: 350f.; Bausinger 1980: 20)

[10] Auch die immer mit Vornamen genannten Kinder meiner Interviewpartner sind anonymisiert.

Die Paarkonstellation wurde in allen Fällen selbstverständlich von meinen Interviewpartnern vorausgesetzt, und auch wenn ich die Möglichkeit von Einzelinterview ansprach, bestand kein Interesse – teils sicherlich wegen des zeitlichen Mehraufwands, den Einzelinterviews für meine Interviewpartner bedeutet hätten, teils aber auch, weil das Adoptionsverfahren auf einen gemeinsamen Entwicklungsprozess des Bewerberpaares ausgerichtet ist und meine Interviewpartner diese Zeit sehr bewusst gemeinsam durchstehen mussten. Dennoch trägt auch meine Fragestellung und die von mir gewählte Form der Vorstellung meiner Interviewpartner in Paarporträts dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken. Insofern ist diese Forschungsarbeit und das Material, auf dem sie beruht, Ausdruck meiner persönlichen Perspektive und Umgangsweise mit der Frage des Einflusses des Adoptionsverfahrens auf (angehende) Adoptiveltern. (Vgl. Kaschuba 2003: 200f.)

Forschungsstand zum Thema Adoption und Aufbau der Arbeit

Adoption ist ein von den Sozial- und Kulturwissenschaften bisher relativ wenig beachtetes Gebiet. Die umfassendste deutschsprachige Untersuchung zu diesem Thema ist die von den Soziologen Egon Golomb und Helmut Geller 1992 herausgegebene Studie *Adoption zwischen gesellschaftlichen Regelungen und individuellen Erfahrungen*. Sie beruht auf der Auswertung von 114 Gesprächen mit erwachsenen Adoptierten, Adoptionsvermittlern, Adoptiveltern und abgebenden Müttern, die zwischen 1985 und 1986 geführt wurden, und bezieht auch Umfragen des Emnid Instituts von 1988 ein. Der erste Band dieser fünfbändigen Reihe untersucht die Vorbedingungen der Adoption in Deutschland im Hinblick auf Stichwörter wie *„Institutionenkonkurrenz"* und *„Institutionenschut[z]"* im Verhältnis zur biologisch gewachsenen Familie (Golomb/Geller 1992: 343). Die anderen Bände befassen sich mit Ursachen, Entscheidungsprozessen und Folgen von Adoptionen für alle an einer Adoption Beteiligten. Der vierte Band (Beierling 1992) ist den Erfahrungen und Problemen von Adoptiveltern gewidmet, untersucht jedoch nicht die Auswirkungen und Mechanismen des Adoptionsverfahrens. Birgit Beierling fokussiert ihre Analyse auf die Gründe für das Gelingen oder Nicht-Gelingen der Adoption aus Sicht dreier von ihr interviewter Adoptivelternpaare. Das Selbstverständnis ihrer Interviewpartner bzw. die Aushandlungsprozesse zwischen der Verinnerlichung von Ansprüchen an Adoptiveltern und der Abgrenzung davon werden von ihr nicht untersucht.

Neben der von Egon Golomb und Helmut Geller herausgegebenen Darstellung der Adoptionssituation in Deutschland gibt es meines Wissens keine deutschsprachige Ethnographie, die eine über die Schilderung von Fallbeispielen hinausgehende Analyse gesellschaftlicher Interpretationen und Praktiken der Adoption oder des Adoptionsprozesses liefert. In ihrer ethnologischen Doktorarbeit zur Frage der *Kulturelle[n] Konstruktion von Verwandtschaft unter den Bedingungen der Re-*

produktionstechnologien in Deutschland beschäftigt sich Iris Schröder zwar auch mit Adoption; über einen kurzen rechtshistorischen Überblick hinaus verwendet sie die untersuchten Adoptionsbeziehungen aber nur als Kontrastfolie zur biologischen, durch künstliche Befruchtung entstandenen Verwandtschaft. In Bezug auf die von ihr befragten Adoptivfamilien kommt sie lediglich zu dem Ergebnis, dass in deren familiären Beziehungen der Stellenwert der sozialen Verwandtschaft besonders betont werde. (Schröder 2003: 111, 148)

In der anglo-amerikanischen kulturanthropologischen Adoptionsliteratur lassen sich grob vier Hauptthemen herausarbeiten: Der Einfluss gesellschaftlicher Familienbilder bzw. -ideale auf Adoptionspraxen, Neudefinitionen von Verwandtschaft in Adoptionsbeziehungen, die Suche nach der Herkunftsfamilie und – im Zusammenhang mit Auslandsadoptionen – eine Diskussion der Immigrationspolitik und der In-/ Exklusion von Ausländern. Mit der Suche nach den Herkunftsfamilien beschäftigen sich vor allem die Ethnographien Kaja Finklers und Janet Carstens, sowie die Studie Katarina Wegars.[11] Immigrationspolitische Themen bzw. In- und Exklusionsmechanismen gegenüber Ausländern werden in den Arbeiten Ann Anagnosts, Claudia Castañeda und Signe Howells erörtert.[12] Da die Suche und Begegnung erwachsener Adoptierter mit ihren Herkunftsfamilien sowie die Diskussion von Auslandsadoptionen nicht Inhalt meiner Fragestellung sind, werde ich im Folgenden nur auf Forschungsarbeiten eingehen, die sich mit den ersten beiden Themen auseinandersetzen.

---

[11] Katarina Wegar beispielsweise untersucht die US-amerikanische Debatte über das Verbot der Einsicht erwachsener Adoptierter in ihre Geburts- und Adoptionsakten und kommt auf der Basis ihres mehr aneinander gereihten als analysierten Materials zu dem Ergebnis, dass Befürworter und Gegner der *sealed birth records* nicht berücksichtigten, dass ‚Blutsverwandtschaft' in hohem Maße sozial konstruiert sei. (Wegar 1996)

Bezüglich der Beziehung erwachsener Adoptierter zu ihren Herkunftsfamilien sind die Ethnographien Kaja Finklers (2000) und Janet Carstens (2000) hervorzuheben. Beide nutzen ihre Erfahrungen aus vorhergegangenen ethnologischen Forschungen als Vergleichsperspektive, die ihnen einen distanzierten Blick auf die eigene Gesellschaft ermöglicht, sie kommen jedoch zu recht unterschiedlichen Ergebnissen. Die Studie Kaja Finklers arbeitet heraus, wie durch die gängige medizinische Vorsorgepraxis das ohnehin genetisierende US-amerikanische Verständnis von Verwandtschaft auch bei Adoptierten verstärkt wird. Janet Carsten grenzt das Ergebnis ihrer Forschung explizit gegen den ‚genetisierenden' Blick der Interviewpartner Kaja Finklers ab. Die erwachsenen Adoptierten suchten in den biologischen Verwandten eigenen Aussagen zufolge nicht ‚ihre Familie', sondern wollten durch den Kontakt zur Herkunftsfamilie Kontrolle über ihre Vergangenheit gewinnen. Meines Erachtens ist dies jedoch mindestens z. T. darauf zurückzuführen, dass der Fokus der Studie Kaja Finklers beim Umgang mit Krankheiten liegt, die auf genetische Ursachen zurückgeführt werden. (Vgl. Finkler 2000; Carsten 2000)

[12] Ann Anagnost untersucht am Beispiel einer Gruppe chinesische Kinder adoptierender US-amerikanischer Paare die Kommunikationsformen der Mitglieder einer Cyber-Community im Web. In diesem Zusammenhang diskutiert sie auch den Umgang der Adoptiveltern mit der fremden Herkunftskultur ihres Kindes im Kontrast zum Umgang mit Immigranten. Die Adoptiveltern, so Anagnost, stellten die Herkunftskultur ihrer Kinder mit kleinen, als reizvoll empfundenen Symbolen dar und integrierten sie in die eigene, die so – im Gegensatz zur ‚unportionierten' Kultur von Immigranten – ihre Bedrohlichkeit verliere. (Anagnost 2000) Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt die britische Kulturwissenschaftlerin Claudia Castañeda in *Incorporating the Transnational Adoptee* (Essay). In Abgrenzung zu den Arbeiten der auf Familienrecht spezialisierten US-amerikanischen Juristin Elizabeth Bartholet macht sie deutlich, dass Auslandsadoptionen keine Form seien, durch die Rassismus überwunden werde, sondern dass Adoptivkinder zur ‚Inkorporation' in die Adoptivfamilie und in die Gesellschaft zu unschuldigen, rassenlosen Wesen gemacht würden. (Castañeda 2001) Für die norwegische Anthropologin Signe Howell dagegen ist Rassismus in ihrer Forschung über die Integration auslandsadoptierter Kinder in norwegische Familien kein Thema. Ihr Fokus bei der Beobachtung dieser Familien liegt eher auf der ‚Re-Produktion' von Idealen der biologischen Familie. (Howell 2001)

Die wohl umfassendste englischsprachige Ethnographie, in der alle Beteiligten des so genannten ‚Adoptionsdreiecks' (Herkunftseltern, Kind, Adoptiveltern) berücksichtigt werden, ist die 1994 in Berkeley erschienene Studie von Judith Modell. Die meisten neueren Studien beziehen sich auf die Untersuchung Judith Modells und bestätigen ihre Ergebnisse.[13] Fokus dieser Studie ist der Einfluss gesellschaftlicher Familienbilder auf Adoptionen in der US-amerikanischen Gesellschaft und sich in Abgrenzung dazu entwickelnde Neudefinitionen von Verwandtschaft. Anhand einer historischen Analyse kommt Judith Modell zu dem Schluss, dass Adoption in den USA vor allem seit den 1950er Jahren ‚wirkliche Verwandtschaft' imitierte. Nur durch offene Adoptionsformen, so das Resümee ihrer Analyse, könne die Adoptivfamilie als etwas Anderes, aber dennoch der biologischen Familie Gleichwertiges anerkannt werden. Judith Modell sagt voraus, dass der Stellenwert von ‚Arbeit' in der Form bewusster Beziehungsbildung und -pflege in verwandtschaftlichen Verhältnissen größer werde, je häufiger offene Formen von Adoption praktiziert würden. (Modell 1994)

Mehrere US-amerikanische Studien beschäftigen sich mit dem Einfluss gesellschaftlicher Familienbilder bzw. -ideale auf die Adoption in den USA aus historischer Perspektive.[14] Die ausführlichste Monographie zu diesem Thema ist die Barbara Meloshs von 2002. Barbara Melosh arbeitet mit den Akten einer Adoptionsvermittlungstelle im US-amerikanischen Bundesstaat Delaware. Sie wählt aus 2000 Akten 400 Fälle aus, die ein möglichst großes Spektrum abdecken sollen, und untersucht mit Hilfe dieser Akten Beweggründe, Ziele und Familienbilder, die die Adoptionsvermittlung im Zeitraum von 1900 bis Ende der 1980er Jahre beeinflussten. Mit Judith Modell kommt Barbara Melosh zu dem Schluss, dass Adoption bis heute nur als Notlösung betrachtet werde, die sich an dem Ideal der biologischen Familie orientiere. (Melosh 2002)

Eine mit der Barbara Meloshs vergleichbare Studie zur Adoptionsvermittlung in Deutschland gibt es nicht. Die soziologischen Arbeiten Egon Golombs und Helmut Gellers, Angelika Wittland-Mittags und Martin Textors[15] bieten zwar rechtshistorische bzw. sozial- und politikgeschichtliche Abrisse über die Entwicklung der Adoptionsvermittlung in Deutschland, es werden jedoch keine Adoptionsakten ausgewertet, um zu untersuchen, in welcher Form die gesetzlichen Regelungen umgesetzt wurden und welche gesellschaftlichen Vorstellungen sich darin widerspiegelten. Die meisten Veröffentlichungen zum Adoptionsthema sind psychologische, erziehungs- oder sozialwissenschaftliche Arbeiten mit sehr ähnlichem Erkenntnisinteresse. Mit geringen Un-

---

[13] Neben der unten vorgestellten Studie vgl. auch die Arbeit Christine Ward Gaileys, die eine Abwertung von Adoption durch die (US-amerikanische) Gesellschaft und Adoptierte durch die als Ideal dargestellte biologische Familie konstatiert. (Ward Gayley 2000)

[14] Siehe beispielsweise den von E. Wayne Carp herausgegebnen Sammelband *Adoption in America. Historical Perspectives.*

[15] Martin Textor bietet einen knappen aber recht informativen Überblick über die Entwicklung der internationalen Adoption in (West)Deutschland vom Dritten Reich bis Ende der 80er Jahre. Wie in den meisten anderen Untersuchungen geht es jedoch nicht um die Analyse gesellschaftlicher Vorstellungen, sondern um eine Auswertung der gesellschaftlichen Bedingungen, die die psychische Gesundheit des Adoptivkindes beeinflussen. (Textor 1991)

terschieden in der Schwerpunktsetzung analysieren alle drei Disziplinen Gründe für das Gelingen oder Nicht-Gelingen von Adoptionen: Während der Fokus der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Arbeiten stärker auf der Integration von Adoptivkindern in ihre Adoptivfamilien liegt[16], konzentrieren sich die psychologischen Arbeiten eher auf die Identitätsfindung von Adoptivkindern[17]. Im rechtswissenschaftlichen Bereich gibt es wenige Veröffentlichungen, die dem Thema Adoption gewidmet sind, die meisten diskutieren den Schutz des Kindeswohls im Zusammenhang mit Auslandsadoptionen. (Vgl. Generalbundesanwalt 1993; Hohnerlein 1991; Klingenstein 2000) Zudem gibt es Adoptionsratgeber, die Adoptioninteressenten über die gesetzliche Lage unterrichten. Von den Berliner Vermittlungsstellen empfohlen werden vor allem die Arbeiten der juristischen Adoptionsexpertin Helga Oberloskamp. (Oberloskamp 2000)
Für den Adoptionsbereich sind jedoch auch psychologische, erziehungs- und rechtswissenschaftliche Arbeiten von Bedeutung, die nicht explizit dem Thema Adoption, sondern dem allgemeineren Begriff des *Kindeswohls* gewidmet sind. Zum besseren Verständnis der Adoptionsvoraussetzungen in Deutschland werde ich darum mit den rechtswissenschaftlichen Arbeiten Stefan Günthers (1996) und Anabel Eva Hiebs (2005), sowie mit den erziehungswissenschaftlichen Untersuchungen Harry Dettenborns (2001) und Maud Zitelmanns (2001) arbeiten, die sich mit unterschiedlichen Dimensionen des Kindeswohlbegriffs befassen.

Die englischsprachige ethnologische Adoptionsforschung untersucht die Vielfalt der Adoptionsformen in unterschiedlichen Gesellschaften aus verwandtschaftsethnologischer Perspektive. Auf einige dieser Arbeiten, darunter die malaysische Forschung Janet Carstens, werde ich im **zweiten Kapitel** kurz eingehen, um zu verdeutlichen, dass die Bedeutung, die der Adoption beigemessen wird, stark kulturell geprägt ist und in Deutschland von Familienvorstellungen beeinflusst wird, die sich im 19. Jahrhundert immer mehr ‚biologisierten'. Vor diesem Hintergrund untersuche ich, unter welchen rechtlichen Voraussetzungen Adoptionen in Deutschland stattfinden. Ich werde zeigen, dass die Verankerung des *Kindeswohlbegriffs* als adoptionsleitendes Prinzip die Adoptionsgesetzgebung stark beeinflusst hat und dazu führt, dass im Bereich der Adoption rechtswissenschaftliche, psychologische, sozial- und erziehungswissenschaftliche Forschungen eng zusammenarbeiten. Im Weiteren stelle ich die *Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter* (BAGLJÄ) als die Institution vor, die in Deutschland die vagen Kriterien an Adoptionsbewerber ausformuliert und für die Adoptionsvermittlungstellen operationalisierbar macht. Auf der Basis der Veröffentlichungen der BAGLJÄ arbeite ich heraus, inwiefern die Kriterien für Adoptiveltern vom Begriff

[16] Beispielsweise Ade 2000, Kühl 1990, Baran/Pannor/Sorosky 1982 und Swientek 1993a und 1993b. Die Perspektive der abgebenden Mütter wird seit den 1980er Jahren fast ausschließlich durch die m. E. polemisierend deren soziale Benachteiligung beschreibenden Arbeiten Christine Swienteks abgedeckt. Vgl. Swientek 1986, 1988, 1990, 1993b, 2001.
[17] Beispielsweise Ebertz 1987, Mimra 1997, Wiemann 1994 und 2001.

des *Kindeswohls* und psychologischem und erziehungswissenschaftlichem Fachwissen geprägt sind. Ich untersuche in einem kleinen Exkurs, worin sich der Einfluss der Diskussion um den *Kindeswohlbegriff* im Zusammenhang mit reproduktionsmedizinischen Maßnahmen vom Einfluss des *Kindeswohlbegriffs* in der Adoptionsvermittlung unterscheidet. Nach einer kurzen Vorstellung der Berliner Inlands-Adoptionsvermittlungsstellen beschreibe ich die Berliner Vermittlungspraxis auf der Basis der Veröffentlichungen der Berliner Vermittlungsstellen und meiner Interviews mit deren Mitarbeitern. Im Zusammenhang mit dem Selbstverständnis der von mir interviewten Adoptionsvermittler werde ich auf den von den Gouvernementalitätsstudien geprägten Begriff der *Prävention* eingehen und dessen Einfluss auf die Umsetzung der Adoptionsregelungen durch die Vermittler im Adoptionsverfahren herausarbeiten. Am Ende des zweiten Kapitels arbeite ich die Spannungen heraus, die zwischen dem in der Adoptionsgesetzgebung und in der Adoptionspraxis vermittelten Bild der Adoptivfamilie bestehen und setze sie in Beziehung zu den verwandtschaftsethnologischen Arbeiten David Schneiders, Janet Carstens und Judith Modells.

Im dritten und vierten Kapitel arbeite ich den Einfluss des Adoptionsverfahrens und gesellschaftlicher Vorstellungen von Adoptivkindern am Beispiel von sechs interviewten Adoptionsbewerber- und Adoptivelternpaaren heraus. Zunächst zeige ich **im dritten Kapitel** am Beispiel des Ehepaars Schmied, wie sich das Eignungsverfahren für die Bewerber selbst darstellt. Am Beispiel des Adoptionsbewerberpaares Lerch arbeite ich heraus, welche Ängste sich im Adoptionsverfahren durch die Erzeugung eines besonderen Problembewusstseins für die Adoption bei den Bewerbern entwickeln können. Dieses Problembewusstsein greife ich am Beispiel des Ehepaars Förster auf und untersuche, inwiefern es auch nach der Adoption die Handlungen meiner Interviewpartner weiter beeinflusst. Unter Rückgriff auf David Schneiders verwandtschaftsethnologisches Konzept der *diffuse enduring solidarity* und Marcel Mauss' Theorie der Gabe analysiere ich im darauf folgenden Unterkapitel mit dem Aspekt der ‚erforderlichen Wahl eines Kindes' ein Paradox des Adoptionsverfahrens, mit dem sich alle meine Interviewpartner auseinandersetzen müssen. Abschließend untersuche ich im dritten Kapitel mit Hilfe der theoretischen Ergebnisse der Ethnographie Elizabeth Dunns über Fleischproduktionsfirmen und Foucaults Konzept der *Gouvernementalität*, inwiefern sich von einer *Standardisierung* von Adoptivelternschaft im Adoptionsverfahren sprechen lässt.

Im vierten Kapitel werde ich am Beispiel Englers, Kochs und Borcherts unterschiedliche Praktiken der *Normalisierung* von Adoptivelternschaft im Adoptionsalltag herausarbeiten. Bei Englers steht mit ihrer einjährigen Tochter zum Zeitpunkt der Interviews die Abgrenzung gegen ein als übertrieben empfundenes Problembewusstsein im Vordergrund. Für Kochs spielt in den Interviews das Abwägen zwischen zwei Perspektiven auf die Adoptionssituation eine Rolle: Auf der einen Seite halten sie es für wichtig, Besonderheiten in der Beziehung zu ihren beiden Kindern

durch die Adoptionssituation anzuerkennen und aufzufangen, auf der anderen Seite sind sie der Überzeugung, dass die Probleme von Adoptivfamilien sich kaum von denen biologischer Familien unterscheiden. Am Beispiel Borcherts werde ich die Abgrenzung von Perfektionsansprüchen herausarbeiten, die durch das Adoptionsverfahren ausgelöst werden. Auch die Abgrenzung von Reaktionen des sozialen Umfelds auf die Adoptionssituation ist für Borcherts zentral. Im letzten Abschnitt des vierten Teils werde ich auf den stark von Michel Foucault, aber auch von Judith Butler geprägten Begriff der *Normalisierung* eingehen. Unter Rückgriff auf zwei medizinanthropologische Ethnographien, die den theoretischen *Normalisierungsbegriff* auf der Basis ihres Materials konkretisieren, werde ich unterschiedliche Ebenen und Dimensionen der *Normalisierung* von Adoptivelternschaft am Beispiel meiner Interviewpartner herausarbeiten. Im fünften Kapitel werde ich die Ergebnisse meiner Forschung im Zusammenhang mit meinen eingangs formulierten Fragen zusammenfassend resümieren.

2. Adoptionsbedingungen

Unterschiedliche Adoptionsformen werden seit der Antike praktiziert und sind in vielen Gesellschaften zu finden. Klassische Ethnologen wie Raymond Firth (1936) berichten beispielsweise von einem hohen Stellenwert der Adoption in den Gesellschaften der südpazifischen Inselwelt, insbesondere Papua Neuguineas. (Golomb/Geller 1992: 59) Auch neuere ethnologische Studien beschreiben Gesellschaften, in denen es für besser gehalten wird, Kinder in Adoptivfamilien aufwachsen zu lassen, als leibliche Kinder selbst zu erziehen.[18] Catrien Notermans zufolge leben 30 Prozent der Kinder in Ost-Kamerun nicht bei ihren biologischen Eltern. (Bowie 2004: 4; Alber 2004: 33, Notermans 2004: 48) Die britische Anthropologin Janet Carsten bringt in *After Kinship* (2004) ähnliche Beispiele, denen zufolge die von ihr untersuchten Gesellschaften in Malaysia und dem ecuadorianischen Hochland biologischer Verwandtschaft keinen höheren Stellenwert beimessen als Adoptivverwandtschaft. (Carsten 2004: 105, 139f.) Am Beispiel einer ortsfremden Krankenschwester, die auf den offenen Umgang mit der Adoption eines Kindes im ecuadorianischen Hochland schockiert reagiert[19], verweist Janet Carsten jedoch auch auf den Kontrast zum ‚euro-amerikanischen' Diskurs, in dem Adoption immer mit der Assoziation eines Stigmas oder psychischer Belastungen für alle Beteiligten verbunden ist. Ebenso verweisen die Soziologen Egon Golomb und Helmut Geller darauf, dass aus dem Alter und der kulturellen Verbreitung von Adoptionen nicht automatisch auf eine *„Stabilität und Eindeutigkeit"* (Golomb/Geller 1992: 57) der ‚gesellschaftlichen Institution[20]' der Adoption in Deutschland bzw. im europäischen Raum geschlossen werden dürfe:

> *„An dem Verhältnis zu anderen gesellschaftlichen Institutionen der Filiation[21] und der generationsmäßigen Mitgliederrekrutierung bemisst sich die entscheidende Frage, ob Adoption als ganz normaler Weg gesellschaftlicher Entwicklung eingeschätzt wird, oder ob nicht gerade umgekehrt die gesellschaftliche Normalität mit den darin anerkannten Formen der Zielerreichungen durch die Möglichkeit der Adoption bedroht wird. Wichtig ist deshalb die Entwicklung eines den gesellschaftlichen Vorbedingungen angemessenen Normalitätsverständnisses von Adoption."* (Golomb/Geller 1992: 58)

Die in den obengenannten Studien beschriebenen Adoptionsformen dienen der Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls innerhalb der jeweiligen Gesellschaft. Der Kontakt zu den biologischen Eltern bleibt erhalten und stiftet eine neue Bindung zwischen den Adoptierenden und den Abgebenden. Die Adoption leistet damit einen Beitrag zur Sicherung der Sozialstrukturen dieser Gesellschaften und wird dadurch weder gesellschaftlich noch von den Adoptierten selbst

---

[18] Beispielsweise Erdmute Albers Forschung über Nord-Benin oder Melissa Demians und Astrid Andersons Forschungen über Papua Neuguinea (Vgl. Alber 2004; Demian 2004; Anderson 2004).

[19] Janet Carsten entnimmt dieses Beispiel einer 1995 veröffentlichten Studie der US-amerikanischen Anthropologin Mary Weismantel. (Vgl. Carsten 2004: 139f.)

[20] Der Begriff der *Institution* bezeichnet in diesem Zusammenhang ein Regelsystem, das für Stabiliät in zwischenmenschlichen Interaktionen sorgt, bzw. eine bestimmte soziale Ordnung hervorruft. (Vgl. Voss 2001)

[21] *Filiation* ist die *„Beziehung eines Individuums zu Vater und Mutter unabhängig von der kulturspezifischen Abstammung"* (Hirschberg 1999: 126).

als verunsichernder oder ‚Identitätssorgen'[22] auslösender Faktor wahrgenommen. Zudem werden in den so beschriebenen Gesellschaften auch Kinder, die nicht adoptiert werden, häufig im Kleinkindalter von der Mutter getrennt und bei unterschiedlichen Pflegepersonen aufgezogen. Die Trennung von Gebären und Aufziehen ist kein allein auf die Adoption beschränktes Geschehen. Ihr wird kein Schaden für das Kind zugeschrieben. Neuere ethnologische Forschungen konstatieren jedoch, dass sich die Adoptionspraktiken vor allem in urbanen Regionen dem ‚euro-amerikanischen' Adoptionsmodell angleichen. (Golomb/Geller 1992: 59-63; Alber 2004: 36f.)

2.1 Ausgangsbedingungen der Adoption in Deutschland

Das in Adoptionsgesetzgebungen verankerte Adoptionsverständnis in Deutschland hat seine Wurzeln in den Ausgangsbedingungen, die das antike römische Recht hinterlassen hat.[23] Adoption dient hier der Sicherung *„familialer und ökonomischer Kontinuität"* (Wild 1998: 264). Bis Ende des 19. Jahrhunderts beinhaltet Adoption keinen fürsorgerischen Aspekt. Findelkinder werden in staatlichen Institutionen oder bei Pflegefamilien untergebracht, familienintern können Kinder aus armen Familien ohne vertragsrechtliche Absicherung bei wohlhabenden Verwandten aufgezogen werden. Quantitativ spielt Adoption vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert in Europa nur eine sehr geringe Rolle. (Golomb/Geller 1992: 65, 72f., Wild 1998: 264)

Nach der *„Entdeckung der Kindheit"* (Golomb/Geller 1992: 120) als eigenständiger Lebensphase im 17. Jahrhundert rückt die im 18. und 19. Jahrhundert mit der Trennung von Arbeit und Privatleben entstehende bürgerliche Kleinfamilie das Kind immer mehr in den Mittelpunkt des Familienlebens. (Vgl. Beck-Gernsheim 2002: 12-14) Die bürgerliche Familie zieht sich in eine häusliche *„Sphäre der Privatheit"* (Gestrich 2003: 469) zurück.[24] Die sich nun durchsetzende ausdrückliche Zuwendung zum Kind als Kind, fördert ein generelles Bewusstsein von der Schutznotwendigkeit und vom Wohlfahrtsanspruch des Kindes. Gesellschaftlich werden Kinder nicht mehr als *„kleine Erwachsene"* (Golomb/Geller 1992: 120) gesehen, sondern als Personen, die noch nicht zum eigenen und familiären Lebensunterhalt beitragen können. In diesem Zusammenhang wachsen die Erwartungen an die Elternrolle. Der Mutter wird der familiäre Innenbereich mit Kinderpflege und -erziehung zugewiesen, denn durch Schwangerschaft und Geburt, so die zugrunde liegende

---

[22] Auf den Begriff der Identität werde ich im Kapitel 2.1.4 über die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ noch eingehen.

[23] Grundlage für die moderne Adoptionsentwicklung war die Sammlung römischen Rechts des Kaisers Justinian (Corpus Iuris Civilis von 534). Vgl. Golomb/Geller 1992: 65.

[24] Auch in der Antike und im Mittelalter gilt der unbefugte Eintritt in den Bereich des Hauses als Vergehen. Die Konzentration des familiären Lebens auf den innerhäuslichen Bereich, ermöglicht nun die stärkere Ausbildung einer familiären Privatsphäre. Handlungen im Haus, so der Historiker Andreas Gestrich, sind Privatsache. Sie sind sowohl der Kenntnis Außenstehender als auch der Kontrolle der öffentlichen Rechtsordnung bis zu einem gewissen Grad entzogen. Der Schutz der Privatsphäre gilt im 19. Jh. als eines der Grundrechte, das besonders liberale Politiker verteidigen. (Gestrich 2003: 463f.)

Überzeugung, entsteht ein unauslöschliches Band zwischen Mutter und Kind. (Golomb/Geller 1992: 120, Wild 1998: 266)

> *„Gerade der in den sexuellen Bezügen mitangelegte physiologisch-biologische Zusammenhang als Grundlage der inneren Homogenität der Familie und das damit zusammenhängende und darauf bezogene Rekrutierungsmuster über die Blutsbande der Filiation bieten konstitutive Merkmale, die zwar familienanaloge Situationen des intimen Zusammenlebens einbeziehen, jedoch ausschließen, dass jede willkürliche Gruppenbindung als Äquivalent genommen werden kann und die Institution Familie in Interessenassoziationen zerläuft. Deshalb verbleibt für die Adoptionssituation wegen der fehlenden Einheit und Aufeinanderbezogenheit von Sexualität und Zeugung, Gebären und Aufziehen das Problem der Institutionenkonkurrenz."* (Golomb/Geller 1992: 103)

Schon in *Meyers Conversationslexikon* von 1840 wird die Adoption als Konkurrenz zur Institution der biologischen Familie verstanden, da die Autoren es für notwendig halten, darauf zu verweisen, dass die *„natürliche Familienbindung nicht durch die künstliche"* (zitiert nach Golomb/Geller 1992: 77) unterdrückt werden dürfe.

Die Ausgangsbedingung für Adoptionen in Deutschland sind davon geprägt, dass sich die Vorstellungen von einer *„biologisch fundierte[n] Kernfamilie"* und einer *„Mutteridee mit der Einheit von Gebären und Aufziehen"* (Wild 1998: 267) als gesellschaftlich für ‚normal' erachtete Familienform durchgesetzt haben. Neben der ‚Biologisierung' der Familie trägt die wachsende Kindzentrierung der bürgerlichen Kleinfamilie jedoch auch dazu bei, dass sich die deutsche Adoptionsgesetzgebung und die Praxis der Adoptionsvermittlung im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr am Kindeswohl[25] orientiert. (Wild 1998: 267)

2.1.1 Entwicklung der Adoptionsvermittlung in Deutschland

Bis Ende des 19. Jahrhunderts stellt die Vermittlung von Adoptionen durch unbeteiligte Dritte die Ausnahme dar. In der Regel werden Kinder von Verwandten oder Bekannten der leiblichen Eltern oder der leiblichen Mutter adoptiert. Vermittlungen durch Dritte, wie Ärzte oder Geistliche, erfolgen ungeplant. Die erste reichseinheitliche Gesetzgebung zur Adoption tritt mit dem Gesetz zur *„Annahme an Kindesstatt"* des Bürgerlichen Gesetzbuches (Staudinger/BGB-Synopse 1896-1998, 8. Titel) von 1900 in Kraft. In diesem Jahr werden auch die ersten Adoptionsvermittlungsstellen von konfessionellen Vereinen gegründet. Auf Grund gesellschaftlicher Vorurteile gegenüber unehelich Geborenen und Kindern aus sozial benachteiligten Familien werden jedoch nur wenige Adoptionen abgeschlossen. Der Erziehungswissenschaftlerin Angelika Wittland-Mittag zufolge setzt um 1915 eine Entwicklung ein, in deren Verlauf die Adoptionsvermittlung zunehmend von der behördlichen Jugendhilfe übernommen wird. Durch kommunale Adoptionsstellen soll die wachsende Zahl der unehelichen Kinder und Kriegswaisen vermittelt werden. Damit beginnt sich auch das Verständnis der Adoption zu wandeln. Während Adoption bei Inkrafttreten des BGB in erster Linie ein Mittel der Tradierung von Familiennamen und Familien-

[25] Den Begriff des Kindeswohls werde ich im Kapitel 2.1.2 genauer untersuchen.

gut ist, wird sie im Laufe der Zeit zu einem *„Instrument der Sozialpolitik, das hilfsbedürftigen Kindern das Aufwachsen in einer intakten Familie ermöglichen soll"* (Staudinger/Frank (2001) §1743 Rn 1). Die Adoptionszahlen steigen seit Gründung der ersten Adoptionsvermittlungsstellen bis zum Ende des Ersten Weltkriegs von zunächst 500 auf etwa 900 Adoptionen pro Jahr, zwischen 1920 und 1933 werden sie auf jährlich rund 4000 geschätzt.[26]

In der Weimarer Republik wird ein Gesetz konzipiert, das den Adoptionsbereich zu Fürsorgezwecken einer stärkeren öffentlich-rechtlichen Kontrolle unterwerfen soll, um sowohl Missbräuchen durch gewerbliche Vermittler, als auch dem häufigen Scheitern von Adoptionen, in dessen Folge die Kinder wieder im Heim landen, vorzubeugen. Dieser Gesetzesentwurf wird zwar nicht verabschiedet, mit dem Inkrafttreten des Gesetzes für Jugendwohlfahrt vom 14. 2. 1924 wird die öffentliche Fürsorge jedoch zur Zusammenarbeit mit den Adoptionen vermittelnden freien Wohlfahrtsverbänden verpflichtet. Ab 1933 nutzen die Nationalsozialisten die in den adoptionsrechtlichen Bestimmungen der Weimarer Zeit angelegten, staatlichen Eingriffsmöglichkeiten für die Durchsetzung bevölkerungs- und rassenpolitischer Zielsetzungen. Mit dem Gesetz über die *Vermittlung der Annahme an Kindes Statt* von 1939 wird die Adoptionsvermittlung zum ersten Mal gesetzlich geregelt. (Wittland-Mittag 1992: 29) Dennoch gehen die Adoptionszahlen im Sinne einer *„erbbiologischen wie sozialisatorischen Adoptionslenkung"* (Golomb/Geller 1992: 139) zurück.[27]

Nach 1945 bleibt das Gesetz über die *Vermittlung der Annahme an Kindes Statt* in Kraft, die Regelungen nationalsozialistischer Prägung werden jedoch aufgehoben.[28] Mit dem Gesetz über die *Vermittlung der Annahme an Kindes Statt* von 1951 wird die Adoptionsvermittlung zur Pflichtaufgabe der (Landes-)Jugendämter. Auch einzelnen Wohlfahrtsverbänden, wie dem Deutschen Caritasverband und der Arbeiterwohlfahrt, wird die Adoptionsvermittlung gestattet. (Wittland-Mittag 1992: 29f.) In den 1960er Jahren setzt sich auf Grund der Untersuchung über die Entwicklung von Heimkindern die Auffassung durch, dass das Aufwachsen des Kindes in einer Familie die größte Chance für eine positive Entwicklung biete. Ende der 1960er Jahre entbrennt die so genannte ‚Heimdiskussion', in deren Konsequenz mehr in Kinder- und Jugendheime investiert wird, um die Heimerziehung zu verbessern. Die angestiegenen Heimkosten fördern eine Reform

---

[26] Wittland-Mittag 1992: 13f., 25-27; zu den Adoptionszahlen Golomb/Geller 1992: 139. Der Anteil der Verwandtenadoptionen ist in den Zahlen zum Deutschen Reich und der Weimarer Republik nicht angegeben, im Verhältnis zu aktuellen Adoptionszahlen war der Anteil von Fremdadoptionen jedoch wahrscheinlich höher. Verwandtenadoptionen machten bis in die 1970er Jahre nur ein Viertel der Adoptionen aus, während sie heute ungefähr die Hälfte aller Adoptionen ausmachen. Golomb/Geller sehen die Zunahme von Verwandtenadoptionen als Ergebnis der Neu- und Umorganisation von Familien im Zusammenhang mit gewachsenen Scheidungszahlen. (Golomb/Geller 1992: 140).

[27] Näheres dazu Wittland-Mittag 1992: 14f., 28-30; Golomb/Geller 1992: 139.

[28] In der DDR werden Adoptionen seit Inkrafttreten des Familiengesetzbuches 1966 als Volladoptionen ausgestaltet, die Inkognitoadoption ist ausdrücklich vorgesehen und eine Adoptionsfreigabe des Kindes vor Bestimmung der zukünftigen Adoptiveltern ist möglich. (Staudinger/Frank (2001) Vorbem zu §§1741ff Rn. 19-22) Im Folgenden werde ich nicht weiter auf die Adoptionsregelungen der DDR eingehen, da sich die für meine Interviewpartner relevanten Vermittlungsstellen und Regelungen aus den gesetzlichen Entwicklungen in der BRD herleiten.

des Adoptionsgesetzes, da man sich von der Vermittlung von Heimkindern in Familien sowohl Kosteneinsparungen als auch eine bessere Entwicklung der Kinder erwartet. Die Gesetzesrevision von 1976 ist die bisher grundlegendste Veränderung der Minderjährigenadoption. Mit dieser Gesetzesänderung wird in der BRD zum ersten Mal die Volladoption eingeführt. Sie soll die Beständigkeit des Annahmeverhältnisses zwischen den Adoptierenden und dem adoptierten Kind stärken und dieses völlig in die Familie der Adoptiveltern integrieren.[29]

Der Funktionswandel, den die Institution der Adoption in Deutschland durchläuft, zeigt sich beispielsweise in der Entwicklung des festgelegten Mindestalters Adoptierender. Bis 1961 müssen die Adoptierenden, wie im BGB von 1900 festgelegt, kinderlos und mindestens 50 Jahre alt sein. Da der zu Adoptierende ‚an Kindesstatt' angenommen wird, soll die Geburt leiblicher Kinder der Adoptiveltern so weit möglich ausgeschlossen werden: Einerseits wird angenommen, dass mit der Geburt leiblicher Kinder das Bedürfnis zur Aufnahme eines Adoptivkindes verschwindet, andererseits werden die Rechte *„eheliche[r] Abkömmlinge in erbrechtlicher Hinsicht"* (Mot IV 957, zitiert nach Staudinger/Frank (2001) § 1745 Rn 1) durch ein Adoptivkind ‚beeinträchtigt'. Mit der Entwicklung der Adoption zu einem *„Mittel der Fürsorge"* (Schröder 2003: 85) seit dem Ersten Weltkrieg, rückt die Vermittlung in eine Adoptivfamilie zum Wohl des Kindes immer mehr in den Vordergrund. Seit 1950 können Adoptionsbewerber vom Erfordernis der Kinderlosigkeit befreit werden. 1961 wird das Mindestalter der Annehmenden im Interesse anzunehmender Kleinkinder auf 35 Jahre, 1973 auf 25 Jahre herabgesetzt, um den Altersabstand von Adoptiveltern und Adoptivkind dem zwischen biologischen Eltern und Kindern anzunähern. Bei der Festlegung eines Mindestalters geht es nun nicht mehr darum, sicherzustellen, dass die Adoptierenden ohne leibliche Nachkommen bleiben, sondern darum, dass die Annehmenden schon eine gewisse Stabilität in ihrer Persönlichkeit, ihren Lebens- und Familienverhältnissen erlangt haben sollen. 1976 wird das Mindestalter für Adoptionsbewerber bei Ehepartnern für einen der Partner auf 21 Jahre gesenkt, die Kinderlosigkeit als Annahmevoraussetzung wird gestrichen. Das Adoptionsgesetz von 1976 spricht nicht mehr von einer *„Annahme an Kindesstatt"*, sondern von einer *„Annahme als Kind"* (Staudinger/BGB-Synopse 1896-1998, 8. Titel/ 9. Titel) und betont damit, dass das Adoptivkind kein Ersatz für ein leibliches Kind sein soll, sondern rechtlich und sozial einem leiblichen Kind

[29] Vor Einführung der Volladoption blieb das Adoptivkind gesetzlich mit der leiblichen Familie verwandt und war rechtlich nicht mit den Familienangehörigen der Adoptiveltern verbunden. Mit dem Gesetz von 1976 werden die Rechtsbeziehungen zwischen Kind und Herkunftsfamilie vollkommen gelöst und dem Adoptivkind der Status eines leiblichen Kindes mit allen Rechten und Pflichten verliehen. Während die Adoption früher durch einen zivilrechtlichen Vertrag zwischen Angenommenen und Annehmenden vereinbart wurde, bei dem bestimmte Vertragsbedingungen frei verhandelbar waren, wird sie seit 1976 durch einen Gerichtsbeschluss ausgesprochen und hat damit eine stärkere Rechtswirkung. Die Möglichkeit, eine Adoption wegen Begründungsmängeln oder wegen späteren Scheiterns aufzuheben, wird damit auf seltene Ausnahmefälle begrenzt und ist fast ausschließlich durch eine nachgewiesene Gefährdung des Kindeswohls zu begründen. Sollte es dennoch zur Aufhebung einer Adoption kommen, erlischt das Verwandtschaftsverhältnis zur Adoptivfamilie und das Verwandtschaftsverhältnis zur leiblichen Familie lebt wieder auf. (Vgl. §§ 1761, 1763f. BGB; Staudinger/Frank (2001) Vorbemerkung zu §§ 1741ff. Rn 7-11, § 1743 Rn 1-3; Wittland-Mittag 1992: 17f.; Schröder 2003: 84f.)

gleichgestellt werden muss. Schon seit 1950 durch ein Reformgesetz Voraussetzung für die Genehmigung von Adoptionen, wird das *Wohl des Kindes* im Adoptionsgesetz von 1976 schließlich Leitprinzip der Adoption. (Staudinger/Frank (2001) Vorbem zu §§ 1741ff. Rn 3+7-11, § 1743 Rn 1-3; BGB §§ 1761, 1763; Schröder 2003: 84f.)

2.1.2 Kindeswohl

Der Schutz des *Wohls des Kindes* ist die juristische Ersatzfunktion für den Willen des Kindes, solange das Kind noch nicht mündig und darum zur Selbstbestimmung seiner Interessen rechtlich noch nicht in der Lage ist. Zum einen ist eine mögliche Gefährdung des Kindeswohls die Legitimation für staatliche Eingriffe in die grundgesetzlich verbürgten Elternrechte und die familiäre Privatsphäre, zum anderen ist das Kindeswohl *„entscheidungsleitender Gesichtspunkt für die Auswahl der notwenigen Kinderschutzmaßnahmen"* (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 63). Im Falle der Adoption gibt das *Kindeswohl* auch den Maßstab vor, an dem sich die Auswahl der Adoptiveltern zu orientieren hat. (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 63, Rn 71; Zitelmann 2001: 120)

Im § 1666 des BGB zur Gefährdung des *Wohls des Kindes* durch Pflichtvernachlässigung des (damals noch allein sorgeberechtigten) Vaters, taucht das Kindeswohl schon 1900 als Rechtsbegriff auf. Im Verlauf des 20. Jahrhundert wird der Bereich des Familienrechts vor allem von dem Erfordernis beeinflusst, kindgerechte Bedingungen für die kindliche Entwicklung zu schaffen – einem Paradigma, das durch wissenschaftliche Disziplinen, wie die Entwicklungspsychologie, Psychoanalyse, Pädagogik, (Sozial-)Anthropologie, Sozialisationsforschung und Pädiatrie geprägt wird. Während im BGB von 1900 nur vom *„geistigen oder leiblichen Wohl des Kindes"* die Rede ist, wird der Schutz des Kindeswohls 1979 *„unter dem Eindruck wissenschaftlicher Erkenntnisse der Kindesentwicklung"* um die *„seelische Komponente"* (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 67) erweitert. Vor allem die Psychoanalyse übt durch die Erforschung der seelischen Entwicklung und der Bedeutung sozialer Beziehungen und Lebensbedingungen im Kindes- und Jugendalter Einfluss auf das Verständnis des Kindeswohlbegriffs aus. (Zitelmann 2001: 45f.)

Das *Kindeswohl* ist ein so genannter *unbestimmter Rechtsbegriff* (Vgl. Zitelmann 2001: 118). Gemäß der Intention des Gesetzgebers kann und soll gegenwärtig und auch in Zukunft keine endgültige Definition von dem, was das Kindeswohl ausmacht, festgelegt werden. Im Einzelfall wird unter Berücksichtigung des individuellen Sachverhalts formuliert, worin das Kindeswohl im konkreten Fall besteht, um dem betroffenen Kind gerecht werden zu können. Das Kindeswohlprinzip beinhaltet sowohl den Vorrang der Kindesinteressen vor allen anderen beteiligten Interessen, als auch den Vorrang von Einzelfallgerechtigkeit vor allgemeinen Regeln. (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 64f)

> *„Entscheidungsleitendes rechtliches Kriterium des Kindeswohls ist das im GG verankerte Erziehungsziel der selbstständigen und eigenverantwortlichen, zu sozialem Zusammenleben fähigen Persönlichkeit."* (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 68)

Per definitionem weist der Kindeswohlbegriff jedoch über den Bereich des Rechts hinaus. Zur Normkonkretisierung müssen Kindeswohlkriterien innerhalb und außerhalb des Rechts herangezogen werden. (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 65) Neben *„wissenschaftliche[n] Erkenntnisse[n], die im Einzelfall auch mittels Sachverständigengutachten nutzbar zu machen sind"* (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 69), kann auch auf *„gesellschaftliche Standards, einen gesellschaftlichen ‚Grundkonsens' über die Bedürfnisse des Kindes und angemessenes Elternverhalten zurückgegriffen werden"* (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 69). Die ‚Unbestimmtheit' des Kindeswohlbegriffs erlaubt es, ihn den Interessen eines bestimmten Kindes flexibel anzupassen. Gleichzeitig sind die jeweiligen Kriterien des Kindeswohls *„immer mitbestimmt von gerade dominierenden wissenschaftlichen Erkenntnissen, von ideologiehaltigen Annahmen und aktuellen Dringlichkeiten"* (Dettenborn 2001: 50).

Der Jurist Rainer Frank verweist darauf, dass bezüglich des Kindeswohls im Adoptionsrecht neben rechtlichen Kriterien vor allem Erkenntnisse entwicklungspsychologischer und kinderpsychiatrischer Forschung zu berücksichtigen seien. Der Gesetzeskommentar fährt fort mit einer kurzen einführenden Beschreibung der Entstehung von Deprivations- und Bindungsstörungen, bei der festgestellt wird, dass *„selbst schwere psychische Entwicklungsstörungen"* durch *„gezielte Behandlung und Übergang in eine Fürsorge und Anregung bietende Dauerbeziehung reversibel"* (Staudinger/Frank (2001), Vorbem zu §§ 1741ff Rn 47) seien. Auch *„Rückstände der körperlichen und geistigen Entwicklung"* könnten relativ schnell wieder aufgeholt werden. Da bei der Unterbringung von Kindern außerhalb der Familie ein *„häufiger Wechsel der Bezugspersonen"* drohe, sei die Adoption die bessere Alternative um dem Kind die benötigte *„dauerhafte, fürsorgliche und anregende Umgebung"* (Staudinger/Frank (2001), Vorbem zu §§ 1741ff Rn 48) zu gewährleisten.

Bei der Auswahl der Adoptiveltern für ein bestimmtes Kind erfolgt eine so genannte *Prognoseentscheidung*, bei der abgeschätzt werden muss, in welchem Umfeld sich das Kind voraussichtlich am besten entwickeln wird. Der Begriff des Kindeswohls erhält hier Rainer Frank zufolge eine doppelte Funktion:

> *„Eine Zielfunktion kommt ihm insoweit zu, als das Kind durch die Adoption ein beständiges und ausgeglichenes Zuhause bekommen soll. Eine Vergleichsfunktion hat der Begriff insoweit, als sich die Lebensbedingungen des Kindes im Vergleich zur Lage ohne Adoption so verändern müssen, dass eine merklich bessere Persönlichkeitsentwicklung zu erwarten ist."* (Staudinger/Frank (2001) § 1741 Rn 16)

Die gesetzlich festgelegten Kriterien für Adoptiveltern und deren Auslegung haben sich daran zu orientieren.

2.1.3 Gesetzliche Vorschriften[30]

Die gegenwärtige Gesetzeslage erfordert eine Einwilligung des Kindes in die Adoption, bei Kindern unter 14 Jahren die des gesetzlichen Vertreters. Auch die Einwilligung der leiblichen Eltern ist erforderlich. Sie kann nur personengebunden für ein schon ausgewähltes adoptionswilliges Paar erteilt werden; das Kind muss zu diesem Zeitpunkt mindestens acht Wochen alt sein. Schon vor Ablauf dieser Acht-Wochen-Frist kann das Kind jedoch durch die Adoptionsbewerber in Pflege genommen werden. In Sonderfällen oder bei Unauffindbarkeit der leiblichen Eltern darf deren Einwilligung ersetzt werden. Mit der Einwilligung in die Adoption verlieren die leiblichen Eltern ihr Recht auf Umgang mit dem Kind. (§§ 1746-1748 BGB)

Mit der Adoption erhält das Kind den Familiennamen der Adoptivfamilie, sein Vorname darf auf Antrag geändert oder durch einen weiteren ergänzt werden, wenn dies dem *Wohle des Kindes* dient. Informationen über die Adoption und ihre Umstände dürfen ohne Zustimmung der Adoptiveltern und des Kindes nicht *„offenbart oder ausgeforscht"* werden. (§§ 1757f. BGB) In der Geburtsurkunde des Kindes werden die leiblichen Eltern gelöscht und die Adoptiveltern sowie eventuelle Namensänderungen eingetragen. In der Abstammungsurkunde bleiben die Namen der leiblichen Eltern und Nachweise über andere Änderungen jedoch erhalten. Auch die Adoptionsvermittlungsstelle bewahrt alle bekannten Angaben über die Herkunftsfamilie des Kindes in den Adoptionsakten auf. Mit 16 Jahren hat das Kind ein Recht auf Einsicht in die Geburten- und Familienbücher bzw. die Adoptionsakten. (§§ 15, 30, 61 PStG; § 9 AdVermiG; International Social Service GER-II-33, GER-II-41)

Gesetzlich normiert sind nur sehr wenige Kriterien für Adoptiveltern: Das Mindestalter von 25 bzw. 21 Jahren für Adoptierende (§1743 BGB) und die Regelung, dass Ehepaare ein Kind nur gemeinschaftlich annehmen können (§ 1742 BGB).[31] Unverheiratete, auch wenn sie in einer eingetragenen verschieden- oder gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft leben, können ein Kind nur allein adoptieren (§ 1742 BGB; Staudinger/Frank (2000), § 1741 Rn 10).[32] Es muss außerdem *„zu erwarten"* sein, *„dass zwischen den Annehmenden und dem Kind ein Eltern-Kind-Verhältnis entsteht"* (§ 1741 BGB), das im Gesetzestext nicht weiter spezifiziert wird, aber während einer – in der Praxis

[30] Die für die Adoptionsvermittlung relevanten Vorschriften finden sich in den Paragraphen 1741 bis 1766 des Bürgerlichen Gesetzbuches, in der seit 2002 in Deutschland ratifizierten Haager Adoptionskonvention, im 2002 in Kraft getretenen Adoptionsvermittlungsgesetz und in den *Empfehlungen* der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAGLJÄ). Im Folgenden werde ich jedoch nur auf ausgewählte Aspekte der Regelungen zur Adoptionsvermittlung eingehen, die meine Interviewpartner betreffen und für meine Forschung interessant sind. Regelungen zu Auslandsadoptionen, Verwandten- und Stiefkindadoptionen oder zur Volljährigenadoption sowie die genauen Vorschriften, wie die Freigabe eines Kindes zur Adoption zu erfolgen hat, kann ich im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigen.

[31] Eine Ausnahme kann gemacht werden, wenn der jüngere der Ehepartner noch nicht 21 Jahre alt ist.

[32] Diese Angaben beziehen sich auf die *Fremdadoption*. In eingetragenen homo- oder heterosexuellen Lebenspartnerschaften können nach § 9 Abs. 7 LPartG die leiblichen Kinder der Partnerin oder des Partners durch die andere Partnerin oder den Partner adoptiert werden. Ein Elternstatus für beide Partner ist also nur möglich, wenn eine Partnerin bzw. ein Partner die – aus heterosexuellen Beziehungen oder durch Insemination (Spendersamen) gezeugten – Kinder der anderen Partnerin oder des Partners adoptiert. (Vgl. BAGLJÄ 2006: 24)

meist einjährigen – Adoptionspflegezeit überprüft werden soll. (§§ 1741, 1744 BGB) Aus dieser Bedingung, vor allem aber aus dem Grundsatz heraus, dass die Annahme durch die Adoptiveltern dem Wohl des Kindes dienen muss (§ 1741 BGB), ergeben sich die weiteren Kriterien für Adoptionsbewerber. Bei der genaueren Festlegung dieser Kriterien beruft sich der Gesetzeskommentar auf Gerichtsurteile von Präzedenzfällen und verweist unter anderem auf die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter.

2.1.4 Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAGLJÄ) ist der Zusammenschluss aller Landesjugendämter der Bundesrepublik Deutschland. Zweimal jährlich treffen sich die Mitglieder der BAGLJÄ zu Arbeitstagungen, bei denen Fachgremien *„fachliche Standards"* (BAGLJÄ Arbeitsordnung 2005: 1) zu einzelnen Arbeitsfeldern (weiter-)entwickeln – gegebenenfalls auch mit Hilfe eingeladener *„Vertreterinnen und Vertreter fachlicher Institutionen"* (BAGLJÄ Arbeitsordnung 2005: 2). Seit 1982 gibt die BAGLJÄ die 2006 in der fünften, neuüberarbeiteten Auflage erschienenen *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* heraus.[33] Die *Empfehlungen* der BAGLJÄ stellen eine Art Auslegung der Adoptionsgesetzgebung mit Umsetzungsratschlägen dar. Diese Umsetzungsratschläge sind zwar nicht gesetzlich bindend, werden aber von den Berliner Adoptionsvermittlungsstellen neben den gesetzlichen Regelungen auf ihren Internetseiten und in den Gesprächen mit mir ausdrücklich als Grundlage ihrer Tätigkeit angegeben.

Auch die *Empfehlungen* der BAGLJÄ verweisen in der Einleitung ausdrücklich darauf, dass das Wohl des Kindes *„Leitgedanke der Adoption"* (BAGLJÄ 2006: 7) sei:

> *„[…] Ausgangsbasis und Ziel aller Bemühungen der Fachkräfte in den Adoptionsvermittlungsstellen sind das Kind und die Wahrung seiner Bedürfnisse. Aufgabe der Vermittlungsstelle ist daher, Kinder zu den am besten geeigneten Adoptionsbewerbern zu vermitteln, nicht aber für Bewerber ‚passende' Kinder zu suchen. Die Adoptionsbewerber haben keinen Rechtsanspruch auf Vermittlung eines Kindes.*
> *Die Adoption soll dem Kind Geborgenheit und Zuwendung unter Achtung der eigenen Biographie in einer neuen Familie sichern. Seine Lebensbedingungen sollen sich im Vergleich zur bisherigen Situation durch die Annahme so verbessern, dass eine stabile und positive Persönlichkeitsentwicklung erwartet werden kann."* (BAGLJÄ 2006: 7)

Adoptionsvermittlung ist demzufolge die letzte Möglichkeit, einem Kind aus schwierigen Verhältnissen dazu zu verhelfen, in einer kindgerechten Umgebung aufzuwachsen. Adoptionsvermittler sind verpflichtet, vor einer Adoptionsvermittlung zu überprüfen, ob die leibliche Mutter bzw. die leibliche Familie tatsächlich keine andere Möglichkeit für sich und das Kind sieht. Für die Mutter und ihr leibliches Kind, so die zugrunde liegende Überzeugung, bedeutet die Tren-

[33] In der fünften Auflage der *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* wurden in erster Linie Ergänzungen bezüglich gesetzlicher Änderungen eingefügt und kleinere Formulierungen überarbeitet. Inhaltlich wurde wenig verändert. Um die Aktualisierungen mit einzubeziehen, zitiere ich im Weiteren aus der 5. Auflage vom November 2006 (ausgewiesen mit „BAGLJÄ 2006"), sofern ich auf Änderungen eingehe, die der neuen Gesetzeslage geschuldet sind, oder wenn der Inhalt der 4. und der 5. Auflage gleichgeblieben ist. Soweit Aussagen der 4. Auflage jedoch in der 5. Auflage gekürzt wurden, zitiere ich aus der 4. Auflage (ausgewiesen mit „BAGLJÄ 2003), da die 5. Auflage erst nach Abschluss der Eignungsverfahren meiner Interviewpartner in Kraft trat.

nung voneinander eine Belastung. Dem Kindeswohl ist am besten gedient, wenn das Kind bei seinen leiblichen Eltern aufwachsen kann. Nur wenn die leiblichen Eltern außer Stande sind, den *„Bedürfnissen“* des Kindes gerecht zu werden, darf und muss zum Wohle des Kindes eine Adoption in Betracht gezogen werden. Adoptionsbewerber haben keinen Rechtsanspruch auf die Adoption eines Kindes, da die Vermittlung eines Kindes davon abhängig gemacht wird, wo seine *„Bedürfnisse“* am besten gewahrt werden können. Adoption wird rechtlich und von institutioneller Seite also nicht – wie beispielsweise in den Studien über Papua Neuguinea konstatiert – als ein Solidarität stiftender Akt verstanden, sondern als ‚Notlösung'. Durch die Adoption werden alle rechtlichen Verbindungen zur Herkunftsfamilie gekappt. Ohne Einwilligung der Adoptiveltern oder des mündigen Adoptierten ist es für die Herkunftsfamilie nicht möglich, in irgendeiner Form am Leben des Kindes teilzunehmen.

Ein Erfolg ist die Adoptionsvermittlung, wenn sich das Kind zu einer *„stabile[n] und positive[n]“* Persönlichkeit entwickelt (BAGLJÄ 2006: 7).“*Hilfen bei seiner Identitätsfindung“*, so die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* von 2003, sind für das Adoptivkind *„von existentieller Bedeutung“* (BAGLJÄ 2003: 23). Das Kind hat laut der *Empfehlung zur Adoptionsvermittlung* „*Anspruch auf eine […] seinem Wohl förderliche und auf Dauer angelegte Lebensperspektive“* (BAGLJÄ 2006: 19). Es braucht *„intakt[e] und dauerhaft[e] Familienbeziehungen“* (BAGLJÄ 2006: 23), in denen es seine *„Hauptbezugsperson[en]“* (BAGLJÄ 2006: 24) finden kann. Gleichzeitig ist die *„bisherige Biographie des Kindes* [vor der Adoption, S.H.] *für das Verständnis des Kindes bedeutsam“* (BAGLJÄ 2006: 19). Auch wird ausdrücklich und wiederholt darauf verwiesen, dass das *„Recht auf Kenntnis seiner genetischen Herkunft“* ein *„Grundrech[t]“* (BAGLJÄ 2006: 13, 19) sei. Um dem Kind die *„Ausformung der Identität“* (BAGLJÄ 2006: 19) zu erleichtern, so die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung*, müssen ihm alle verfügbaren Informationen über seine Biographie zur Verfügung gestellt werden. Auch der Geburtsname wird als *„wichtiges Identitätsmerkmal“* (BAGLJÄ 2006: 20) angesehen. Unter Berufung auf pädagogische und psychologische Erkenntnisse legt die BAGLJÄ Adoptiveltern darum nahe, den ursprünglichen Vornamen des Kindes bei Namensänderungen zu erhalten und höchstens durch einen zusätzlichen Vornamen zu ergänzen. Identität, so lässt sich daraus schließen, setzt sich aus unterschiedlichen Bestandteilen, wie zum Beispiel der genetischen Herkunft, dem Namen, gelebter Biographie und dem Wissen über die Biographie der genetischen Eltern zusammen. Die BAGLJÄ greift damit auf ein psychologisches Identitätsverständnis zurück, das auf den Aufbau des Selbstbildes bei Kindern und Jugendlichen fokussiert ist. In ihrem *Ratgeber Adoptivkinder* erklärt die auf Adoption spezialisierte Psychologin Irmela Wiemann, dass die *„Identifikation“* (Wiemann 1994: 161) mit nahestehenden Personen oder Vorbildern bei der Identitätsentwicklung von Kindern und Jugendlichen zentral seien. Beziehungen im sozialen Umfeld, insbesondere liebevolle und dauerhafte familiäre Beziehungen seien für die Entwicklung des Adoptivkindes von be-

sonderer Bedeutung, gerade weil in der Adoption die *„sozial[e] und biologisch[e] Übereinstimmung"* (Wiemann 1994: 161) in der Familie auseinanderfielen. Adoptierte, so Irmela Wiemann, müssten darum *„immer wieder ihre seelische Balance herstellen zwischen realen sozialen Zugehörigkeiten und dem Nichtkennen wesentlicher Bausteine ihrer selbst"* (Wiemann 1994: 161). Das Adoptivkind sei auf Zugang zu diesen ‚Identitätsbausteinen' angewiesen. Da die ‚Identität' diesem Verständnis zufolge ein elementarer Bestandteil der Persönlichkeit ist, muss die *„Identitätsfindung"* (BAGLJÄ 2006: 26) positiv verlaufen, damit das Kind bzw. der Jugendliche sich zu einer ‚stabile Persönlichkeit' entwickeln kann (Vgl. BAGLJÄ 2006: 7).[34]

Das in den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* gezeichnete Bild kindlicher Bedürfnisse deckt sich mit den schon erwähnten Ausführungen des Gesetzeskommentars des BGB und mit allgemeinen Definitionen aus kinderpsychiatrischer Perspektive. Die Sozialpädagogin Maud Zitelmann beispielsweise zitiert Jörg Fegerts Auflistung der Grundbedürfnisse des Kindes aus kinderpsychiatrischer Perspektive. Mit Fegert verweist sie auf das kindliche Grundbedürfnis nach Liebe, Akzeptanz und Zuwendung sowie die Möglichkeit, stabile Bindungen einzugehen. Sie nennt das Bedürfnis nach Ernährung und Versorgung, das Bedürfnis nach Gesundheit, den Schutz vor Gefahren von materieller und sexueller Ausbeutung sowie das Bedürfnis nach Wissen, Bildung und Vermittlung hinreichender Erfahrung. (Zitelmann 2001: 128; Dettenborn 2001: 51f.) Dem fügt die BAGLJÄ in der Auflistung der Bedürfnisse des Adoptivkinds nur die Betonung eines besonderen Bedarfs an *„Hilfen"* der Adoptiveltern *„bei seiner [des Adoptivkinds, S.H.] Identitätsfindung"* hinzu. – Ein Anspruch an Adoptiveltern, der meines Erachtens auf dem Verständnis von Adoption als einer Notlösung beruht, denn die Notlösung impliziert ein damit verbundenes kindliches Trauma und zuvor durchlebte Mangelerfahrungen, die das Kind lernen muss, positiv in seine ‚Identität' zu integrieren.

2.1.5 Kriterien für Adoptiveltern

Entsprechend der, im juristischen Kindeswohlbegriff vorgesehenen, interdisziplinären Zusammenarbeit zur Bestimmung des Kindeswohls, lassen sich auch bei den Kriterien für Adoptiveltern rechtliche, sozioökonomische, medizinische und psychologische Faktoren unterscheiden. Der Primat entwicklungspsychologischen und kinderpsychiatrischen Wissens ist jedoch auch hier deutlich. Zu den sozioökonomischen Kriterien für Adoptiveltern gehört der nicht weiter spezifi-

[34] Wenn ich im Folgenden den Begriff ‚Identität' verwende, dann beziehe ich mich auf dieses von der BAGLJÄ und auch in den Berliner Adoptionsvermittlungsstellen vertretene Verständnis von ‚Identität'. ‚Identitätskomponenten', die über die Kinder- und Jugendphase hinaus *„verhandelba[r]"* (Kaschuba 2003: 134) bleiben, sind für diesen Identitätsbegriff irrelevant. (Im Gegensatz zum Identitätskonzept der Europäischen Ethnologie, das *„Identität als soziale Praxis"*, als *„Umsetzen allgemeiner Regeln und Vorstellungen des eigenen So-Seins in konkretes kommunikatives und interaktives Verhalten"* versteht, *„das sich mit jeder Veränderung der Situation wiederum selbst verändert"*. (Kaschuba 2003: 135; Vgl. ebd: 132-136).

zierte *„Nachweis […], dass ein Aufwachsen des Kindes in ihrer Familie ökonomisch abgesichert ist"* (BAGLJÄ 2006: 25), um sicherzustellen, dass das Kind vor wirtschaftlicher Not geschützt ist. Ebenfalls für wichtig in sozioökonomischer Hinsicht werden *„kindgerechte"* (BAGLJÄ 2006: 25) Wohnverhältnisse erachtet, die dem Kind Kontakte zu anderen Kindern, aber auch Rückzugsmöglichkeiten bieten sollen. Auch eine berufliche Flexibilität der Bewerber verbunden mit der Bereitschaft, die berufliche Tätigkeit den Bedürfnissen des Kindes anzupassen, und ein soziales Umfeld, das als zusätzliches Stützsystem Stabilität im Leben des Adoptivkindes gewährleisten kann, werden vorausgesetzt. Zudem müssen die Bewerber nachweisen, dass sie keine Vorstrafen *„z. B. wegen Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung, Körperverletzungs- oder Gewaltdelikten"* (BAGLJÄ 2006: 25) haben.[35] Zu Kriterien wie dem Alter oder partnerschaftlicher Lebensformen, die im Gesetz sehr offen gehalten sind, nehmen die *Empfehlungen* der BAGLJÄ eine klarere Position ein: Während im Gesetz keine Höchstaltersgrenze festgelegt ist, rät die BAGLJÄ davon ab, an Bewerber zu vermitteln, die über 40 Jahre älter als das Kind sind. Sie begründet diese Grenze damit, dass Flexibilität und Belastbarkeit im Alter nachließen und gerade das heranwachsende Adoptivkind Eltern brauche, die über diese Fähigkeiten verfügten. Bei der Vermittlung von Adoptivkindern an *„nichtehelich[e] Lebensgemeinschaften (egal welchen Geschlechts die Partner sind) und eingetragen[e] gleichgeschlechtlich[e] Lebenspartnerschaften"* fordern die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* eine *„besonders eingehend[e] Kindeswohlprüfung unter Einbeziehung der Partnerin bzw. des Partners"* (BAGLJÄ 2006: 24), der das Kind nicht mitadoptieren kann. Generell legen die *Empfehlungen* nahe, an alleinstehende und in nichtehelichen Lebensgemeinschaften lebende Bewerber nur zu vermitteln, wenn es die Biographie eines Kindes erfordere. Dies treffe beispielsweise zu, wenn schon eine Beziehung zu dem Bewerber bestehe oder Traumata das Zusammenleben mit einem männlichen oder einem weiblichen Elternteil nicht für geraten erscheinen ließen.[36] Ebenso wie das Kindeswohl definiert sich auch die ‚kindgerechte' Familie aus *„gesellschaftliche[n] Standards"* bzw. einem *„gesellschaftlichen ‚Grundkonsens'"* (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 69). Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* beziehen aktuelle gesellschaftliche Diskussionen und Entwicklungen hinsichtlich des Lebenspartnerschaftsgesetzes ein, indem sie auf adoptionsrechtliche Bestimmungen für Unverheiratete verweisen. Gleichzeitig definiert die BAGLJÄ an dieser Stelle jedoch indirekt die auf heterosexuelle Partnerschaften beschränkte Lebensform der Ehe als Standard für eine ‚kindgerechte'

---

[35] Abgesehen von diesen Straftaten seien *„eventuelle Vorstrafen kein genereller Hinderungsgrund für die Vermittlung eines Kindes"*, so die BAGLJÄ, sie erforderten jedoch eine *„besonders gründliche Prüfung"* der Bewerber (BAGLJÄ 2006: 25).

[36] Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* von 2003 führen noch die Kategorie nicht weiter spezifizierter persönlicher, beruflicher, religiöser oder weltanschaulicher *„besonderer Lebensformen"* (BAGLJÄ 2003: 18) auf. Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* fordern in diesem Zusammenhang eine genaue Prüfung, inwieweit diese *„besonderen Lebensformen"* sich *„auf die Integration des Kindes in das Familiensystem und das außerfamiliäre Umfeld auswirk[en]"* (BAGLJÄ 2003: 18). In der überarbeiteten Auflage von 2006 wurde dieser Absatz gestrichen. Sofern *„besondere Lebensformen"* sich jedoch auf hetero- und homosexuelle uneheliche Partnerschaften beziehen, wird die Notwendigkeit einer besonderen Prüfung des Kindeswohls auch in der aktuellen Auflage hervorgehoben.

Familie. Inwiefern sich noch vom Standard der Ehe für ‚kindgerechte' Familien als ‚gesellschaftlichem Grundkonsens' sprechen lässt, ist meines Erachtens angesichts eines Anteils von 28 Prozent nichtehelich geborener Kinder in Deutschland im Jahr 2005[37] fraglich. Der Verweis auf entwicklungspsychologisches und kinderpsychiatrisches ‚Wissen' über die Bedürfnisse von Kindern und die gesetzlichen Regelungen zur Adoption durch Unverheiratete verleiht der BAGLJÄ jedoch die Autorität, an einer Privilegierung der Ehe als einem dem Kind Stabilität gewährleistenden Faktor festzuhalten.

Auf medizinischer Ebene geht es in den Kriterien für Adoptionsbewerber darum, sicher zu stellen und durch ein Attest nachzuweisen, dass die zukünftigen Adoptiveltern über einen langen Zeitraum hinweg physisch und psychisch in der Lage sein werden, für das Adoptivkind zu sorgen. Lebensverkürzende Krankheiten oder Behinderungen, die die Erziehungsfähigkeit potenziell beeinträchtigen könnten, gelten daher als Ausschlussgrund. Wie im Falle homosexueller Partnerschaften sind auch hier Ausschlusskriterien, die außerhalb des Adoptionsverfahrens als diskriminierend sanktioniert würden, im Interesse des Kindeswohls gesellschaftlich legitimierbar.

Die in den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ aufgelisteten psychologischen Eignungskriterien für Adoptionsbewerber sind:

- Eine stabile Partnerschaft, in der Krisen und Belastungen gemeinsam bewältigt werden, um dem Kind ein stabiles Entwicklungsumfeld zu gewährleisten
- Kindgerechte *„erziehungsleitende Vorstellungen"* (BAGLJÄ 2006: 24), die sich in kurzfristigen Zielvorstellungen und allgemeinen Wertvorstellungen manifestieren, und durch Erfahrungen aus der Kindheit und einen persönlichen Erziehungsstil geprägt sind
- Lebensziele und eine Lebenszufriedenheit, die mit den Interessen des Kindes in Einklang zu bringen sind
- Eine geeignete Persönlichkeitsstruktur der Bewerber, zu der unter anderem eine positive Verarbeitung des Wunsches nach leiblichen Kindern gehört, *„die Fähigkeit, sich kognitiv flexibel auf die sich wandelnden Bedürfnislagen eines sich entwickelnden Kindes einzustellen"* (BAGLJÄ 2006: 22), Belastbarkeit und Toleranz, die Fähigkeit, sich in andere, vor allem in das Adoptivkind, hineinzuversetzen, emotionale Ausdrucksfähigkeit und eine Akzeptanz gegenüber den Herkunftseltern, verbunden mit der Bereitschaft zur Aufklärung des Kindes über seine Abstammung

Auch diese Kriterien für Adoptiveltern stimmen mit den fünf *„Kerndimensionen"* (Zitelmann 2001: 128) der Fertigkeiten überein, die aus kinder- und jugendpsychiatrischer Sicht für das Kindeswohl und die Wahrnehmung der kindlichen Interessen notwendig sind. Dabei handelt es sich Maud Zitelmann zufolge erstens um eine emotionale Verfügbarkeit für das Kind und zweitens um Flexibilität und Angemessenheit der Eltern bei Erziehungsmaßnahmen und Verboten. Eine dritte

[37] Die angegebenen Werte stammen vom statistischen Amt der Europäischen Kommission (Eurostat) und beziehen sich auf den Anteil nichtehelich Lebendgeborener an allen Lebendgeburten in Deutschland. In der gesamten EU liegt der durchschnittliche Anteil an unehelich geborenen Kindern mit knapp 32 Prozent noch etwas höher. (http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page?_pageid=1996,39140985&_dad=portal&_schema=PORTAL&screen=detailref&language=de&product=Yearlies_new_population&root=Yearlies_new_population/C/C1/C12/cab13584)

Kerndimension ist ihr zufolge das erzieherische Wissen um entwicklungsabhängige Bedürfnisse und Versorgungsprinzipien bei Kindern. Die vierte und fünfte *„Kerndimension"* sind, so Zitelmann, eine angemessene Prioritätensetzung bei der Versorgung der Kinder, gemessen an anderen Aufgaben, sowie eine Persönlichkeitsebene, die nicht durch beispielsweise psychische Erkrankungen gestört wird. (Zitelmann 2001: 128) Analog zu den in den *Empfehlungen* der BAGLJÄ implizierten zusätzlichen Bedürfnissen des Adoptivkindes werden bei der Auswahl von Adoptiveltern somit zusätzliche Fähigkeiten wie Belastbarkeit, Toleranz und emotionale Ausdrucksfähigkeit gefordert, die dem erhöhten Bedürfnis eines Adoptivkindes nach Unterstützung, Stabilität und Akzeptanz seiner Herkunft durch sein soziales Umfeld gerecht werden sollen.

2.1.6 Exkurs: Reproduktionsmedizin, Adoption und Kindeswohl

Der Großteil der Bewerber, wie auch der Großteil meiner Interviewpartner, hat vor der Adoptionsbewerbung eine reproduktionsmedizinische (Kinderwunsch-)Behandlung durchlaufen. Für die Adoptionsbewerberpaare, die im medizinischen Verfahren keinen Erfolg hatten – dies geht aus den Aussagen meiner Interviewpartner hervor – ist der Adoptionsantrag der logisch folgende nächste Schritt bei dem Versuch, den eigenen Kinderwunsch zu erfüllen. Im Gegensatz zur medizinischen Behandlung, werden die angehenden Adoptionsbewerber in den Adoptionsvermittlungsstellen jedoch mit der Forderung nach Zurückstellung der eigenen Bedürfnisse unter Verweis auf das Kindeswohl konfrontiert. Auch die *(Muster-)Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion* der Bundesärztekammer misst dem Kindeswohl Bedeutung bei. Im Gegensatz zu den Adoptionsvermittlern jedoch, deren *„Ausgangsbasis und Ziel aller Bemühungen […] das Kind und die Wahrung seiner Bedürfnisse"* (BAGLJÄ 2006: 7) sein sollen, hat der Reproduktionsmediziner zudem *„die Selbstbestimmungsrechte von Paaren mit Kinderwunsch zu berücksichtigen"* und muss insgesamt *„ein hohes Niveau der Gesundheitsversorgung"* (Bundesärztekammer 2006: 1392) sicherstellen.[38] In der rechtswissenschaftlichen Diskussion wird darüber hinaus die Zulässigkeit des Kindeswohlbegriffs in der Reproduktionsmedizin angezweifelt, da die Geburt des Kindes bei reproduktionsmedizinischen Maßnahmen in der Zukunft liege. Bei einer familienrechtlichen Entscheidung, wie beispielsweise einer Adoption, sei es möglich, die erforderliche Prognoseentscheidung über das Wohl eines bestimmten Kindes bei der Adoption durch ein bestimmtes Adoptivelternpaar zu treffen. Beim ungeborenen Kind, so der Rechtswissenschaftler Stefan Günther, gehe die Progno-

[38] Zudem ist nicht zu vernachlässigen, dass Kinderwunsch-Kliniken und -praxen wirtschaftliche Unternehmen sind, deren ökonomischer Gewinn von der Anzahl der durchgeführten Kinderwunschbehandlungen abhängt, während Adoptionsvermittlungsstellen nicht auf ökonomischer Basis arbeiten. Während der Patient in der Kinderwunsch-Klinik zum ‚Kunden' wird, ist der Adoptionsbewerber ein ‚Bittsteller'. Auf die weiteren Implikationen eines ‚Kundenstatus' für die Kinderwunschbehandlung kann ich in dieser Arbeit leider nicht weiter eingehen, was die Abgrenzung von einer ‚Kundeneinstellung' für Adoptionsbewerber und Adoptiveltern bedeutet, werde ich jedoch im Kapitel 3.4 weiter ausführen.

se dagegen „*ins Blaue*“ (Günther 1996: 146). Die die Bedürfnisse eines Kindes betreffende Diagnose, die ihr vorausgehe, könne darum im Vorfeld einer in-Vitro-Fertilisation nicht gestellt werden, denn

> „*[e]s lässt sich nicht abstrakt entscheiden, unter welchen Bedingungen sich das Kindeswohl positiv entwickeln wird. Gerade die richterliche Praxis im Familienrecht zeigt auf, dass nur eine individuelle Betrachtung zum Ziel führen kann.*“ (Günther 1996: 146)

Ergänzend stellt die Rechtswissenschaftlerin Anabel Eva Hieb in ihrer Dissertation zur verfassungsrechtlichen Zulässigkeit reproduktionsmedizinischer Verfahren zur Überwindung weiblicher Unfruchtbarkeit fest, dass das Kindeswohl „*eine dem Wohl des zukünftigen Kindes entsprechende Entwicklung des entstehenden menschlichen Lebens*“ (Hieb 2005: 223) sichere. Die Berufung auf die Menschenwürde und das Kindeswohl scheide aus, „*wenn diese die Entstehung eines Menschen zum Schutz gerade dieses potenziellen Menschen verhindern soll*“ (Hieb 2005: 222). Lediglich das Grundrecht auf Kenntnis der eigenen Abstammung (Art. 2 in Verbindung mit Art. 1 GG) könne im Zusammenhang mit dem Kindeswohl bei reproduktionsmedizinischen Verfahren geltend gemacht werden. In der ärztlichen Berufspraxis wird dem Kindeswohl demnach insofern Rechnung getragen, als bei heterologen Befruchtungsverfahren[39] gewährleistet werden muss, dass das Kind zu einem späteren Zeitpunkt eine vollständige Kenntnis seiner genetischen Abstammung erlangen kann. (Hieb 2005: 134, 147f., 222-224) Während die alleinige Funktion des Adoptionsverfahrens die Gewährleistung des Wohls eines bestimmten Kindes unter Berücksichtigung seiner individuellen Bedürfnisse ist, stehen in der medizinischen Praxis die Selbstbestimmungsrechte von Paaren mit Kinderwunsch und deren gesundheitliche Versorgung im Vordergrund. Verbesserte medizinische Techniken ermöglichen es zunehmend auch sogenannten ‚Risikogruppen’, wie beispielsweise HIV-Infizierten, gesunde Kinder zur Welt zu bringen. Durch diese immer neuen reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten sehen sich die Adoptionsvermittler, mit denen ich sprach, in eine Rechtfertigungsposition gedrängt, da die Ausschlusskriterien der Adoptionsvermittlungsstellen unvermindert streng bleiben. Der Leiter der Adoptionsvermittlungsstelle des Senats erzählt beispielsweise, dass er häufig als Repräsentant der Adoptionsvermittler zu Kongressen zum Thema Kinderwunsch eingeladen werde und sich dort immer wieder rechtfertigen müsse, warum die Adoptionsvermittlungsstellen im Gegensatz zur Reproduktionsmedizin ihre strengen gesundheitlichen Ausschlusskriterien beibehalten würden (Gesprächsnotiz 17. 3. 2006). In der medizinischen Kinderwunschbehandlung, so auch die Vermittlerinnen der Caritas/Diakonie, werde den Bewerbern die Einstellung vermittelt, dass die Reproduktionsmedizin eine Hilfe bei Erfüllung des Kinderwunsches sei, die die Elternschaft im Nachhinein nicht mehr beeinflusse. Die Ärzte und mit ihnen viele Paare übertrügen diese Einstellung auch auf die Adoption: Wenn die reprodukti-

[39] Beispielsweise die Samenspende oder die in Deutschland verbotene Eizellspende.

onsmedizinische Behandlung nicht funktioniere, könne man ja einfach adoptieren. (Gespräch Caritas/Diakonie) Im Adoptionsverfahren sei es jedoch wichtig, dass Bewerber sich bewusst machten, dass sie das in der reproduktionsmedizinischen Behandlung vergeblich erhoffte leibliche Kind durch Adoption nicht bekommen würden. Ein adoptiertes Kind brauche soziale Eltern, aber es bleibe immer ein *„fremdes Kind"* (I-Senat_2), da es eine eigene Vergangenheit und leibliche Eltern habe.

2.2 Die lokale Vermittlungspraxis

In Berlin gibt es zwei Vermittlungsstellen, die Inlandsadoptionen durchführen: Die Adoptionsvermittlungsstelle des Landesjugendamtes Berlin befindet sich in der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport. Sie wurde 1948 gegründet und ist mit derzeit sechs Mitarbeitern[40] die größere der beiden Berliner Inlandsadoptionsvermittlungsstellen. Die zweite Vermittlungsstelle befindet sich in kirchlicher Trägerschaft, sieht sich jedoch – wie die Senatsvermittlungsstelle – als *„Ansprechpartner für Menschen unabhängig von Alter, Nationalität, Religion und Weltanschauung"* (http: //www. adoption-pflege. de/). Sie existiert seit 1978 als gemeinschaftliche Adoptionsvermittlungsstelle des Caritasverbandes und des Diakonischen Werkes.[41] Beide Vermittlungsstellen arbeiten unabhängig voneinander, sind jedoch über die Zentrale Adoptionsstelle Berlin-Brandenburg miteinander vernetzt. Gemäß den *Empfehlungen* der BAGLJÄ bestehen die Teams der Vermittlungsstellen aus Sozialarbeitern und Sozialpädagogen mit langjährigen Erfahrungen in der Beratungs- und Vermittlungsarbeit, die zum Teil über psychologische Zusatzqualifikationen verfügen. Alle Mitarbeiter der Vermittlungsstellen kümmern sich sowohl um die Mütter bzw. Familien, die Kinder zur Adoption freigeben wollen, als auch um die Bewerberpaare. Während des Adoptionsverfahrens werden die Bewerber von einem festen Vermittler betreut. In wöchentlichen Teamsitzungen tauschen sich die Vermittler über die unterschiedlichen Bewerber aus und entscheiden gemeinsam darüber, welches Kind an welches Paar zur Adoption vermittelt wird.

2.2.1 Minimierung von Risiken

Die Adoptionsgesetzgebung lässt den Adoptionsvermittlern durch den abstrakten Begriff des Kindeswohls, aber auch durch die erforderliche Prognose der Entstehungswahrscheinlichkeit eines Eltern-Kind-Verhältnisses einen großen Ermessensspielraum. In der Praxis orientieren sich die Vermittlungsstellen an den Vorgaben der *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ. Die darin enthaltene Präzisierung der Kriterien für Adoptiveltern machen den Begriff des Kin-

[40] Zu meiner Sprachregelung bezüglich der Mitarbeiter der Adoptionsvermittlungsstellen in Berlin siehe Fußnote 3.
[41] Seit 1970 existierte in Berlin eine Adoptionsvermittlungsstelle des Diakonischen Werkes, 1978 wurde die Adoptionsvermittlungsstelle des Caritasverbandes gegründet, die im gleichen Jahr mit der Adoptionsvermittlungsstelle der Diakonie zusammengelegt wurde.

deswohls im Adoptionsverfahren zum einen operationalisierbar, zum anderen wirken die ausformulierten Kriterien auch legitimierend gegenüber Bewerbern, denen ein Adoptivkind versagt wird.[42]

Die Vermittler sehen ihre Rolle im Adoptionsverfahren in der „*Minimierung von Risiken*" (I-Senat_2). Da die Bewerberzahl die Zahl der Kinder, die zur Adoption freigegeben werden, um ein Vielfaches übersteige, sei man in der Lage und dadurch verpflichtet, familiäre Konstellationen zu vermeiden, unter denen ein Adoptivkind potenziell leiden könnte. (I-Senat_2) ‚Risiko' im Verständnis der Vermittler lässt sich somit als *„eine Art und Weise"* bezeichnen, *„bestimmte Elemente der Realität zuzuordnen, sie berechenbar zu machen und gezielt auf sie einzuwirken"* (Schmidt-Semisch 2004: 222). Die *„Minimierung von Risiken"* (I-Senat_2) erfordert *präventives* Handeln. *Prävention* wiederum, so der Soziologe Ulrich Bröckling, setzt Kenntnisse über die Bedingungen des Eintretens von *„Schadensvorfällen"* (Bröckling 2004: 211) voraus:

> *„Ohne Ätiologie keine Prognostik, ohne Prognostik keine Prävention. Vorbeugung verlangt daher systematische Wissensproduktion."* (Ebd.)

Ihre Kenntnisse über kindliche Bedürfnisse und schädliche Faktoren zieht die BAGLJÄ und mit ihr der Gesetzesgeber und die einzelnen Vermittlungsstellen, wie oben dargestellt, aus kinder- und jugendpsychiatrischem Fachwissen und entwicklungspsychologischen Erkenntnissen. In Fortbildungen können sich die Vermittler direkt mit Psychologen austauschen.[43] Dem Gesetzesauftrag zufolge müssen Adoptionsvermittler im Interesse des Kindeswohls eine Zukunftsprognose darüber treffen, ob die Bewerber in der Lage sein werden, dem Adoptivkind *„ein beständiges und ausgeglichenes Zuhause"* (Staudinger/Frank (2000), § 1741 Rn 16) zu geben. Außerdem sollen die Adoptiveltern dem Kind eine verbesserte „*Persönlichkeitsentwicklung*" (Staudinger/Frank (2000), § 1741 Rn 16) ermöglichen. Der Unsicherheit einer solchen Voraussage sind sich die Vermittler jedoch bewusst:

> Vermittlerin: „*[…] Das ist auch nur eine Prognose, hellsehen können wir ja nicht, dass diese Leute Stabilität in ihrem Leben haben und es auch mal aushalten, wenn eine schwierige Situation auf sie zukommt, und dass sie die irgendwie miteinander bewältigen können. Das ist das, was wir brauchen, denn ein Kind, ein fremdes Kind – die freuen sich drauf – bringt viel Freude, aber es bringt auch Belastungen mit. Und das müssen die aushalten. Auch die Veränderung, die dann in der Partnerschaft und in ihrem ganzen Leben eintreten wird, müssen sie aushalten."* (I-Senat_2)

Risikofaktoren für ein stabiles familiäres Umfeld werden dadurch minimiert, dass die Bewerber ein Verfahren durchlaufen müssen, das sich in Berlin über ein Dreiviertel- bis anderthalb Jahre hinzieht. In durchschnittlich vier bis sechs zwei- bis dreistündigen Gesprächen versuchen sich die Vermittler ein Bild von der Persönlichkeit der Bewerber zu machen. Am Ende des Verfahrens

---

[42] Vgl. auch Wittland-Mittag 1992: 199-227.

[43] Beispielsweise gab die Zentrale Adoptionsvermittlungsstelle Berlin-Brandenburg den Berliner Adoptionsvermittlungsstellen die Möglichkeit, in unterschiedlichen Fortbildungen intensiv mit der psychologischen Adoptionsexpertin Irmela Wiemann zusammenzuarbeiten.

steht ein Hausbesuch, bei dem es darum geht, die Bewerber in ihrer vertrauten Umgebung zu erleben und einen Eindruck der vorhandenen Infrastruktur zu erhalten. Die Vermittler belassen es jedoch nicht bei dieser persönlichen Einschätzung der Bewerber, ein weiteres Ziel des Vermittlungsverfahrens ist die Sensibilisierung der Bewerber für die Bedürfnisse des Kindes. Den Adoptiveltern wird dabei immer deutlich gemacht, dass eine Sensibilisierung für adoptionsspezifische Themen und ein entsprechendes Verhalten nicht nur im Interesse des Kindes liege, sondern auch in ihrem Interesse, da sie, genau wie das Kind, unter einer Überforderungssituation zu leiden hätten. Bewerbern wird darum ergänzend zum Verfahren beispielsweise die Lektüre psychologischer Adoptionsliteratur empfohlen.[44] Anstelle einer – aus politischen und finanziellen Gründen nicht realisierbaren – dauerhaften Überprüfung des ‚Risikomanagements' der Adoptiveltern wird auf diese Weise deren *„Selbstsorge"* (Bröckling 2004: 214) für das Gelingen der Adoption vorbereitet. Ulrich Bröckling zufolge bezieht die *Prävention* ihre Legitimation aus dem Versprechen,

> *„die gewünschten Effekte mit weniger Aufwand bzw. mit dem gleichen Aufwand größere Effekte zu erzielen als therapeutische Maßnahmen, Sanktionierung von Abweichungen oder Schadensausgleich."* (Bröckling 2004: 214)

Im Falle der Adoptionsbewerber verspricht *Prävention* die Vermeidung vielleicht irreparabler familiärer Konflikte. Ulrich Bröckling spricht in diesem Zusammenhang von einem

> *„'aktivierenden Staat', der seine Bürger und Bürgerinnen aus der fürsorglichen Belagerung in die Freiheit der Selbstsorge entlässt und ihnen zumutet, ihre Lebensrisiken eigenverantwortlich zu managen."* (Ebd.)

Inwieweit das Vermittlungsverfahren Adoptionsbewerber und Adoptiveltern ‚aktiviert', werde ich im dritten und vierten Teil meiner Arbeit untersuchen.

2.2.2 Ablauf des Adoptionsverfahrens

Der Inhalt des Eignungsverfahrens[45] ist zwar durch die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ festgelegt, der Ablauf kann jedoch von Vermittlungsstelle zu Vermittlungsstelle und von Vermittler zu Vermittler leicht variieren. Generell geht es zunächst darum, den Bewerbern zu verdeutlichen, was eine Adoption in der Praxis bedeutet. Anhand eines Fragebogens und eines Lebensberichts müssen die Bewerber dann von der Vermittlungsstelle für adoptionsrelevant erachtete Fragen erarbeiten. In der Vermittlungsstelle der Diakonie/Caritas besprechen die Bewerber mit den Vermittlerinnen ihre Beziehungen zu Eltern und Verwandten mittels eines Genogramms. In der Vermittlungsstelle des Senats werden diese Beziehungen im Rahmen des Lebensberichts behandelt.

---

[44] Z.B. Irmela Wiemann 1994 und Irmela Wiemann 2001.
[45] Vgl. Fußnote 2.

Aufklärung über Adoptivkinder und Herkunftsfamilien

Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* fordern die Adoptionsvermittler dazu auf dafür zu sorgen, dass die Bewerber *„alle bekannten Informationen über das Kind und dessen Eltern/Familie erhalten, die für ein Gelingen der Annahme notwendig sein könnten"* (BAGLJÄ 2006: 28). Je nach Kenntnisstand der Bewerber geht es den Adoptionsvermittlern in den ersten Gesprächen darum, den Bewerbern ein Bild davon zu verschaffen, welche Kinder mit welchen Vorbedingungen vermittelt werden. Wichtig ist den Vermittlern dabei herauszufinden, ob die Bewerber den Herkunftsfamilien gegenüber eine positive Einstellung entwickeln und auch dem Kind ein positives Bild seiner Herkunft vermitteln könnten. Beides gilt als Voraussetzung für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung des Kindes, da die Vermittler auf der Basis eigener Vermittlungserfahrung sowie psychologischer Studien davon ausgehen, dass negative Urteile über ihre Herkunftsfamilien eine große psychische Belastung für Adoptivkinder darstellen (Vgl. Wittland-Mittag 1992: 222). Mit Fallbeispielen werden die Bewerber dazu gebracht, sich auf einer emotionalen Ebene mit den Voraussetzungen und Bedingungen von Adoptionen auseinander zu setzen. Beispielsweise erzählte mir der Leiter der Vermittlungsstelle des Senats in Bezug auf die Bedürfnisse von Adoptivkindern die Geschichte einer jungen Frau, deren Adoptiveltern sie von einer vermeintlich förderlichen Aktivität wie Ballett- und Reitunterricht zur nächsten schickten. In der Pubertät sei es zum Bruch zwischen Adoptivtochter und Eltern gekommen, bei dem die Tochter ihnen vorwarf, ihr nie richtig zugehört zu haben:

> Leiter der Vermittlungsstelle des Senats: *„Die haben sich nicht auf das Kind eingelassen, sonst hätten sie eben auch festgestellt, was das Kind wirklich braucht: Zuwendung vorne weg und dann vielleicht ein bisschen Reiten. Gerade wenn Kinder sich nicht äußern: Die machen das mit, macht ja auch Spaß, aber merken dann irgendwann, dass sie sich nicht angenommen fühlen. Das gibt es ja auch bei leiblichen Kindern, die um ihrer Leistung willen geliebt werden, nicht um ihrer selbst willen."* (I-Senat_1)

Durch Geschichten dieser Art wird Adoptionsbewerbern am konkreten Beispiel vermittelt, dass Aufmerksamkeit und Verständnis für die individuellen Bedürfnisse des (Adoptiv-)Kindes bei der Erziehung absoluten Vorrang vor eigenen Planungen bzw. Wunschvorstellungen genießen müssen. Um das Familienglück nicht zu gefährden darf Kindern im Sinne der Prävention nicht das Gefühl gegeben werden, unter Leistungsdruck zu stehen und sich die Liebe ihrer Eltern durch die Erfüllung von Erwartungen erarbeiten zu müssen. Das konkrete Fallbeispiel ermöglicht es den Bewerbern, sich in die jeweilige Situation hineinzudenken, emotional darauf zu reagieren und dadurch einen persönlichen Bezug dazu zu entwickeln.

Sofortige Ausschlusskriterien

An einer Adoption interessierte Paare können sich durch eine Broschüre der Senatsvermittlungsstelle im Vorfeld über den Ablauf des Verfahrens informieren. Auch bei einem informierenden Vorgespräch bzw. im ersten Verfahrensgespräch wird ihnen erklärt, was im Adoptionsverfahren

auf sie zukommt. Bei dieser Gelegenheit klären die Adoptionsvermittler, ob die Bewerber die formalen Kriterien erfüllen. Stellt sich im Vorgespräch beispielsweise heraus, dass die Bewerber die 40 Jahre überschritten haben, wird ihnen in der Regel erklärt, dass eine Bewerbung keinen Sinn habe. (I-Senat_2; Landesjugendämter Berlin-Brandenburg o. J.: 5) Auch Bewerber, die sich in einer medizinischen Kinderwunschbehandlung befinden, werden aufgefordert, zunächst mit dem Wunsch nach einem biologischen Kind abzuschließen und sich dann erst wieder zum Adoptionsverfahren zu melden. Vor allem die Vermittlerinnen der Caritas/Diakonie vertraten mir gegenüber die Überzeugung, dass nach einem reproduktionsmedizinischen Verfahren erst etwas Zeit vergehen müsse, in der man wieder zu sich finden und sich über seine Wünsche klar werden könne (Gespräch Caritas/Diakonie). Nach diesen Vorgesprächen melde sich ein Teil der Adoptionsinteressenten erst nach längerer Zeit wieder oder gar nicht mehr. Einige, so Mitarbeiter beider Berliner Adoptionsvermittlungsstellen im Gespräch, empörten sich offen über das als Eindringen in die Privatsphäre empfundene Verfahren. Die meisten ließen sich jedoch davon überzeugen, dass eine sorgfältige Beurteilung und Auswahl von Adoptiveltern sowohl für das Adoptivkind als auch die Adoptiveltern die Voraussetzung dafür sei, die Bedürfnisse beider Seiten erfüllen zu können:

> Vermittlerin: *„Anfangs ist vielleicht im Kopf der Bewerber nur da: ‚Wir müssen unser ganzes persönliches Leben ausbreiten.' Aber noch nicht die Vorstellung, was für einen Sinn das hat. Wenn die verstehen, dass wir das – bis zu einem gewissen Punkt natürlich auch nur – von ihnen wissen wollen, weil wir das einordnen müssen nachher in die Vermittlung eines Kindes. Das kann man ihnen klarmachen. ‚Wir können nur einen passenden Kindervorschlag machen, der dann auch ihre Situation nicht überfordert, wenn wir mehr über sie wissen. Und wenn wir das nicht wissen, dann gibt es möglicherweise später einen falschen Kindervorschlag, an dem alle zu leiden hätten.*"" (I-Senat_2)

Adoptionsinteressierte, die trotz Erklärung das Adoptionsverfahren nicht akzeptierten, blieben *„glücklicherweise"* (Gespräch Caritas/Diakonie) meist nach dem Vorgespräch weg. Auch die Nichtakzeptanz des Eignungsverfahrens wird an dieser Stelle als Ausschlusskriterium gewertet: Wer nicht bereit ist, sich gemeinsam mit den Vermittlern zum Wohl des Kindes mit für erziehungs- und adoptionsrelevant erachteten Fragen auseinanderzusetzen, verfügt nach Ansicht der Adoptionsvermittlungsstelle weder über die Offenheit und Flexibilität, noch über die Reflexivität und das Einfühlungsvermögen, das ein Adoptivkind braucht.

Während der Gesetzestext und die BAGLJÄ nur darauf verweisen, dass die Vermittlung eines Adoptivkindes an Einzelpersonen einer besonderen Überprüfung des Kindeswohls bedürfe, gelten eine erst kurze Zeit bestehende Partnerschaft oder Unehelichkeit in der Vermittlungspraxis als zumindest vorläufige Ausschlusskriterien. (Gespräch Caritas/Diakonie; I-Senat_2) Die Senatsvermittlungsstelle fordert ausdrücklich eine seit mindestens vier Jahren unter einem Dach bestehende Partnerschaft. Die ausschließliche Vermittlung an Ehepaare wird mit einer erhöhten Rechtssicherheit für das Adoptivkind begründet. Da im Falle der Unehelichkeit nur ein Partner

adoptieren könnte, könne der andere Partner nicht die volle Erziehungsverantwortung für das Kind übernehmen bzw. im Unglücksfall rechtlich die Rolle des anderen Partners ausfüllen. Auch homosexuelle Paare scheiden aus diesem Grund in der Berliner Adoptionspraxis für eine Adoption aus. Gegen die Vermittlung an homosexuelle Paare sprechen aus Sicht der Vermittler jedoch noch zwei weitere Argumente: Zum einen habe man abgebende Mütter nach ihren Vorstellungen befragt und keine der Befragten sei mit der Vermittlung ihres Kindes an ein homosexuelles Paar einverstanden gewesen. Die abgebenden Mütter wollten ihren Kindern durch die Abgabe ermöglichen, was sie selbst ihnen nicht hätten geben können und seien dabei meist an sehr konventionellen Familienformen orientiert. Zum anderen seien Adoptivkinder ohnehin lebenslang mit der Verarbeitung ihrer Adoption beschäftigt. Mit homosexuellen Eltern würden Kinder zusätzlich zur Problematik der eigenen Biographie zumindest potenziell mit gesellschaftlichen Vorurteilen gegen Homosexuelle konfrontiert werden und dadurch mit einem weiteren Problemkomplex belastet werden. (I-Senat_2; Landesjugendämter Berlin-Brandenburg o. J.: 5; I-Senat_1) Hier bestätigt sich, dass Prävention in den Worten Ulrich Bröcklings *„als Ausrichtung und Selbstausrichtung an Normalitätsstandards"* funktioniert, *„die damit den Status sozialer Normen erlangen. […] Zum Risikosignal und Ausgangspunkt präventiven Handelns kann letztlich alles werden, was von Sollwerten abweicht oder sich als Vorzeichen solcher Abweichungen identifizieren lässt."* (Bröckling 2004: 212)

Zu formal begründeten Ausschlusskriterien für Adoptiveltern kommen Vermittlungsstellen spezifische interne Regelungen hinzu, die die von mir interviewten Adoptionsvermittler aus ihrer persönlichen Berufserfahrung und Erfahrungswerten ihrer Vermittlungsstelle ableiten. Während zum Beispiel die Vermittlungsstelle der Caritas/Diakonie auch an Familien vermittelt, in denen schon leibliche Kinder leben, tut dies die Vermittlungsstelle des Senats nicht. Die Gespräche mit erwachsenen Adoptierten hätten ergeben, dass einige Adoptivkinder darunter leiden würden, nicht wie ihre leiblich von den Adoptiveltern abstammenden Geschwister selbstverständlich dazu zu gehören:

> Vermittlerin: *„Unsere Erfahrung ist, dass es für manche Adoptivkinder schwierig ist zu erleben, dass neben ihnen ein Kind aufwächst, das automatisch und ohne Fragestellung dazu gehört. Das hat nicht mit den Adoptiveltern zu tun sondern mit der Erlebniswelt dieses Adoptivkindes, weil deren Lebensthema ist: Wohin gehöre ich eigentlich? Zu wem gehöre ich? Warum? Und wenn neben ihm so ein Kind aufwächst, bei Geburtstagsfeiern ist das klar… Das machen nicht die Erwachsenen, das findet in der Erlebniswelt des Kindes statt. Möglicherweise ist das auch nicht bei jedem Adoptivkind gleich. Aber das Risiko wollen wir damit ausschließen. Diese Situation, die es komplizierter machen könnte für ein Adoptivkind, die wollen wir damit umgehen."* (I-Senat_2)

Wie im Falle einer potenziellen Belastung durch homosexuelle Eltern geht es den Vermittlern der Senatsstelle darum, eine mögliche Belastung durch die Konfrontation mit einem leiblichen Kind der Adoptiveltern zu vermeiden. Während das Adoptivkind nach Ansicht der Senatsvermittlungsstelle jedoch durch homosexuelle Eltern mit Unverständnis gegenüber einer unkonventionellen Familienform konfrontiert werden könnte, wird im Falle leiblicher Kinder von Adoptivel-

tern gerade deren gesellschaftlich als ‚normal' verstandene Existenz neben der erklärungsbedürftigen Zugehörigkeit des Adoptivkindes zur möglichen Belastung.

‚Matching'

Die Auswahl der Adoptiveltern für ein bestimmtes Kind, so die Empfehlungen der BAGLJÄ, hat ausschließlich nach fachlichen Gesichtspunkten im Interesse des Kindeswohls zu erfolgen. Soweit die Wünsche der leiblichen Eltern bezüglich der Familie, die ihr Kind aufnehmen soll, dem jedoch nicht entgegenstehen, wird bei der Vermittlung eines Kindes neben der allgemeinen Qualifikation der Bewerberpaare darauf geachtet, dass sich im konkreten Fall die Wünsche der Herkunftseltern mit der Entscheidung für ein bestimmtes Bewerberpaar vereinbaren lassen. (Vgl. BAGLJÄ 2006: 28) Wenn die abgebenden Eltern bzw. die abgebende Mutter befragt werden können, versuchen die Vermittler zudem Informationen über mögliche ererbte Eigenschaften des Kindes zu erfahren, sowohl in Bezug auf Krankheiten und Allergien, als auch in Bezug auf Talente oder Eigenschaften. Gibt beispielsweise die abgebende Mutter bei den Vermittlern an, selbst sehr musikalisch oder sportlich zu sein, wird dies bei der Bewerberauswahl berücksichtigt. Es wird davon ausgegangen, dass das Kind aus frühkindlicher Prägung heraus oder durch Vererbung möglicherweise einen besonderen Zugang zu Musik oder Sport haben könnte. Spricht die abgebende Mutter von familiären Allergien oder Krankheiten, wird darauf geachtet, dass die Bewerber ein allergenarmes oder Krankheit milderndes Umfeld bieten können. Auch Wünsche der Abgebenden in Bezug auf die Religion der Adoptiveltern werden berücksichtigt, soweit sie nach Einschätzung der Vermittler dem Kindeswohl nicht entgegenstehen. Besteht Kontakt zu den abgebenden Müttern, geben die Vermittlerinnen der Caritas/Diakonie ihnen nach Möglichkeit Kurzcharakterisierungen von drei potenziell für geeignet erachteten Bewerberpaaren, unter denen sie sich die Adoptiveltern ihres Kindes aussuchen dürfen. Auf Bitte der abgebenden Mutter organisieren beide Berliner Vermittlungsstellen auch anonyme Begegnungen[46] mit den Annehmenden, um es der abgebenden Mutter zu ermöglichen, einen besseren Eindruck von den zukünftigen Adoptiveltern ihres Kindes zu gewinnen. Wenn schon ein früheres Kind einer abgebenden Mutter vermittelt wurde, versuchen die Vermittlungsstellen das zweite Kind in der gleichen Familie unterzubringen, da es sich der Erfahrung zufolge positiv auf die Kinder auswirke, wenn biologische (Halb)Geschwister in einer Familie aufwüchen. Auch optisch wird nach Möglichkeit darauf geachtet, dass Adoptiveltern und Kinder – wie in biologisch begründeten Verwandtschaftsverhältnissen für selbstverständlich erachtet – ‚zusammen passen'. Wenn die anderen Voraussetzungen erfüllt sind, legen die Vermittlungsstellen Wert darauf, beispielsweise Kinder großer Eltern nur an große Adoptiveltern zu vermitteln. Die Vermittler versuchen Konstellationen zu vermei-

[46] Die Beteiligten treffen sich dabei in der Vermittlungsstelle, ohne dass sie voneinander Nachnamen, Wohnort oder andere Informationen erhalten, anhand derer sie ungewollt ausfindig gemacht werden könnten.

den, in denen das Kind durch sein Äußeres das Gefühl bekommen könnte, nicht dazu zu gehören.

Auch Wünsche und Vorstellungen der Adoptionsbewerber werden in die Auswahl der Adoptiveltern für ein bestimmtes Kind einbezogen. Die Bewerber müssen im Fragebogen deutlich machen, welche Herkunftsverhältnisse eines Kindes sie verunsichern würden und mit welchen sie gut umgehen könnten. Sie müssen schriftlich erklären ob und warum sie Schwierigkeiten damit hätten, wenn die Eltern ihres Adoptivkindes beispielsweise ausländischer Herkunft wären, psychische Erkrankungen aufwiesen oder *„schwach begabt"* (Neuer Fragebogen der Senatsvermittlungsstelle) wären. Wie bei den Ausschlusskriterien für Adoptiveltern geht es darum Konstellationen in der Adoptivfamilie zu vermeiden, die das Kind belasten könnten. Auch die Begründung der Antwort entscheidet jedoch darüber, ob die Einschränkung als positive Selbstprüfung des Paares zum Wohle des Kindes oder negativ als Intoleranz gewertet wird. In diesem Sinne wird die Erklärung, kein persönliches Interesse an bestimmten ausländischen Gruppen zu haben und darum dem Kind keinen positiven Bezug zu diesem Teil seiner Herkunft vermitteln zu können akzeptiert, während abwertende Äußerungen über Migranten und der damit verbundene Wunsch nach einem *„rein-deutschen"* (Gespräch Caritas/Diakonie) Kind als Ausschlusskriterium gelten.[47]

Psychologische Eignungsprüfung

Bei der psychologischen Eignungsprüfung geht es darum herauszufinden, ob die Bewerber *„stabile Persönlichkeiten"* sind, ob sie in einer *„stabilen Partnerschaft"* leben und welche Hoffnungen sie in Bezug auf ein Adoptivkind hegen. Der Kinderwunsch beinhalte immer auch ein egoistisches Motiv, so die Vermittlerinnen der Caritas/Diakonie, aber es dürfe nicht darum gehen, eigene Bedürfnisse durch das Kind auszuleben (Gespräch Caritas/Diakonie). Die Vermittler versuchen zu prognostizieren, ob die Bewerber ihr Adoptivkind auch in Krisenzeiten um seiner selbst willen lieben und akzeptieren könnten. Gemäß der Forderung der *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ geht es jedoch auch darum, Belastbarkeit, Toleranz und Flexibilität der Bewerber zu überprüfen. (Vgl. BAGLJÄ 2006: 22)

In den Gesprächen des Eignungsverfahrens beziehen die Vermittler unterschiedliche Kommunikationsebenen in ihre Beurteilung mit ein. Nicht nur die Antworten der Bewerber werden als beurteilungsrelevant gewertet, sondern auch die Interaktion der Bewerber miteinander und mit dem Vermittler:

> Vermittlerin: *„Auch wie sie sich hier in den Gesprächen präsentieren. Das sieht man ja… Das sind immer so zweistündige Gespräche, fünf Termine… wie die miteinander umgehen. Wie die sich im Gespräch präsentieren. Nicht, dass einer sagt: ‚Nun halt mal den Mund, ich bin jetzt dran!'".* (I-Senat_2)

[47] Im Kapitel 3.4 werde ich diesen Aspekt genauer untersuchen.

Die Fachliteratur, wie auch die Vermittler selbst, bringen das Problem persönlicher Sympathien bzw. Antipathien zwischen Bewerbern und Vermittlern offen zur Sprache. Da die Vermittler sich in einer Machtposition gegenüber den Bewerbern, die auf ein Kind hoffen, befinden, fordert die BAGLJÄ von Vermittlern neben beruflicher Erfahrung und der Schaffung vertraulicher Gesprächssituationen hohe soziale Kompetenzen[48]: Es solle sich um *„lebenserfahrene Menschen mit einer stabilen Persönlichkeit handeln"* (BAGLJÄ 2006: 8), die Eigenschaften wie Zuverlässigkeit, Empathie und Kommunikationsfähigkeit, Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit mitbringen müssten. Zudem sollten sie in der Lage sein, *„das eigene Handeln, aber auch die Lebenssituation und das Handeln der anderen Beteiligten zu reflektieren, um eine fundierte Entscheidung im Interesse des Kindes treffen zu können"* (BAGLJÄ 2006: 9; Vgl. Hillegaart 1990). Gesetzlich ist vorgeschrieben, dass eine Vermittlungsstelle über mehr als einen mit der Adoptionsvermittlung beauftragen Mitarbeiter verfügen muss, damit Vermittler sich untereinander über ihre Eindrücke austauschen können. Auch soll Bewerbern dadurch ermöglicht werden, den Vermittler zu wechseln bzw. im Zweifelsfall von unterschiedlichen Personen beurteilt zu werden, um den Einfluss persönlicher Antipathien so gering wie möglich zu halten (§ 3 Abs. 2 Satz 1 AdVermiG). Beide Berliner Vermittlungsstellen entscheiden in Teamsitzungen mit allen ihren Vermittlern darüber, zu welchem Paar ein bestimmtes Kind am besten vermittelt werden könnte. Die Fähigkeit der Bewerber, sich auf ihren Vermittler einzustellen, wird jedoch auch als Indiz für ihre Flexibilität und Toleranz gewertet:

> Leiter der Vermittlungsstelle des Senats: *„Es gibt fachliche Kriterien, von denen darf man auch nicht abweichen, es muss für jeden nachvollziehbar sein, was hier passiert und es darf auch nichts Sachfremdes hier einfließen. Aber… die Chemie zwischen den jeweiligen sollte schon irgendwie stimmen, sonst wird es richtig schwierig. Wir haben ja die Möglichkeit, wenn es ganz extrem ist, zu wechseln, aber das bringt meistens nicht viel. Auf ein Kind müssen Sie sich auch einstellen […]."* (I-Senat_1)

Die Vermittlungsgespräche stützen sich teils auf die Diskussion der einzelnen Fragebogenfragen, teils auf die Lebensberichte der Bewerber oder deren Genogramme. Die Vermittler lassen sich beispielsweise erzählen, wie die Bewerber ihre Kindheit erlebt haben und achten darauf, ob es erschütternde Beziehungsabbrüche im Leben der Adoptionsbewerber gab, die es ihnen vielleicht unmöglich machen, selbst die für das Adoptivkind notwendige Stabilität zu vermitteln. Die erziehungswissenschaftlichen und kinderpsychiatrischen Erkenntnisse, die beim Kind das Bedürfnis nach einem stabilen sozialen und emotionalen Umfeld zur gesunden Persönlichkeitsentwicklung voraussetzen, werden somit bei der psychologischen Beurteilung der Bewerber genutzt, um herauszufinden, ob es sich bei den Bewerbern selbst um stabile Persönlichkeiten handelt.

Auch aus der Beschreibung späterer Lebensphasen und einzelnen Lebensbereiche versuchen sich die Vermittler ein facettenreiches Bild der Persönlichkeit der Bewerber zu machen, indem möglichst viele unterschiedliche Faktoren berücksichtigt werden. Sei eine Phase bei einem Bewerber

[48] In welcher Form diese Kompetenzen bei Adoptionsvermittlern überprüft werden, lässt sich den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* leider nicht entnehmen.

nicht gut verlaufen, müsse das nicht bedeuten, dass es sich nicht um eine stabile Persönlichkeit handle. Wichtig sei es, sich anzusehen, wie es danach weiterging und wie die Bewerber bisher schwierige Lebenssituationen bewältigt haben. Es wird darauf geachtet, ob es auf dem Bildungsweg Abbrüche gab und wie gegebenenfalls damit umgegangen wurde. Auch in Bezug auf Partnerschaften geht es den Vermittlern darum zu sehen, dass die Partner Schwierigkeiten in ihrer Beziehung gemeinsam bewältigt haben, und dass es beispielsweise vor der bestehenden Partnerschaft nicht mehrere Ehen gegeben habe, die aus unerfindlichen Gründen scheiterten. Im beruflichen Bereich wird darauf geachtet, ob die Bewerber sich als belastbar und verantwortungsvoll erweisen. (I-Senat_2)

Um zu erkennen, ob Bewerber nach außen hin isoliert leben, oder ob ein Adoptivkind bei ihnen innerhalb eines unterstützenden sozialen Netzes groß werden könnte, wird auf Aussagen und Einstellungen in Bezug auf verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen geachtet. (I-Senat_2) Auch die Beschreibung der Freizeit- und Alltagsgestaltung sind für die Adoptionsvermittler relevant. Die Fragebögen beider Vermittlungsstellen fragen explizit danach, wie sich ein Kind in den Paaralltag integrieren lassen würde. Hier, wie auch beim Gesamteindruck des Bewerberpaares, legen die Vermittler ergänzend zu den Aussagen der Bewerber Wert auf ihren subjektiven Eindruck. Es spiele eine große Rolle, ob die Vermittler sich das Bewerberpaar als Eltern vorstellen könnten. Zeichne sich im Alltag der Bewerber beispielsweise ein zu dichtes Netz von Planungen ab, bei dem die Karriere im Vordergrund stehe, dann, so die Vermittlerinnen der Caritas/Diakonie, tendierten sie zu der Einschätzung, dass ein Kind in dieser Partnerschaft keinen Platz mehr habe. (Gespräch Caritas/Diakonie)

Bei der Beantwortung der Fragen des Eignungsverfahrens geht es den Vermittlern nicht nur darum, was die Bewerber antworten, sondern auch darum, wie die Paare sich mit den Fragen auseinandersetzen. Wiederum mit Hilfe kleiner Fallgeschichten versetzen die Vermittler die Bewerber in die Lage, sich eine mögliche Adoptionssituation konkret vor Augen zu führen und so ein Gefühl dafür zu entwickeln, wie sie in einer entsprechenden Lage fühlen und reagieren würden. Den Vermittlern ermöglicht es die Reflexion über Fallgeschichten, sich ein komplexeres Bild von der Persönlichkeit der Bewerber zu machen. Um die Festigkeit der Entscheidung für die Adoption zu testen, wird das Bewerberpaar immer wieder danach befragt, wie es zu seinem Kinderwunsch komme, was es sich davon verspreche, welche Erwartungen es an das Adoptivkind habe und wie es mit adoptionsbedingten Problemen des Kindes umzugehen gedenke.

2.3 Ambivalente Botschaften: Adoption in Gesetzgebung und Praxis

Die Entwicklung der Adoptionsgesetzgebung im 20. Jahrhundert ist durch den Funktionswandel der Adoption von der Wahrung von Familienkontinuität zu einer Fürsorgeinstitution geprägt; das *Kindeswohl* wird damit zum Leitprinzip der Adoption. In diesem Zusammenhang passt sich das Modell der Adoptivfamilie durch die Kriterien für Adoptiveltern immer mehr dem Bild einer für natürlich erachteten bürgerlichen Kleinfamilie an: Der Altersabstand zwischen Adoptiveltern und -kindern wird dem zwischen biologischen Eltern und ihren Kindern angenähert. Im Gegensatz zum BGB von 1900, das die Adoption durch Einzelpersonen zur Erbensicherung für unproblematisch hält, beschränkt das Gesetz von 1976 die Adoption durch Einzelpersonen auf Ausnahmefälle, da das Kind sonst *„in einer unvollständigen Familie"* aufwachsen *„und entgegen der natürlichen Ordnung nur mit einem Familienstamm rechtlich verbunden"* (Staudinger/Frank (2001) §1741 Rn 50) sein würde. Mehr noch als im römischen Recht, das vorschrieb, der Sohn dürfe nicht älter sein als der Vater, gilt für die aktuelle Adoptionsgesetzgebung der aus dem Corpus Iuris Civilis übernommene und in ein heutiges Naturverständnis übersetzte Grundsatz *„adoptio […] naturam imitatur"* (Inst. Iust. 1,11,4). Paragraph 1755 des BGB beschreibt die Auswirkung der Volladoption:

> *„Mit der Annahme erlöschen das Verwandtschaftsverhältnis des Kindes und seiner Abkömmlinge zu den bisherigen Verwandten und die sich aus ihm ergebenden Rechte und Pflichten. Ansprüche des Kindes, die bis zur Annahme entstanden sind, insbesondere auf Renten, Waisengeld und andere entsprechende wiederkehrende Leistung, werden durch die Annahme nicht berührt; dies gilt nicht für Unterhaltsansprüche."* (§ 1755 BGB)

Bis zur Adoption des Kindes entstandene finanzielle Ansprüche bleiben im Interesse des Kindes zwar bestehen, ansonsten werden jedoch alle bisherigen und zukünftigen Verbindungen zur Herkunftsfamilie gelöst. Das Adoptivkind wird durch Gesetzesbeschluss vollständig so in die Adoptivfamilie integriert, als sei es ein leibliches Kind der Adoptiveltern.

Im Gegensatz zur gesetzlich suggerierten Eindeutigkeit der Verwandtschaftsstiftung durch Adoption drängt sich sowohl in den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ als auch in der Vermittlungspraxis der Eindruck auf, dass es sich bei Adoption doch um eine ‚Annahme an leiblichen Kindesstatt' und nicht um eine der genetischen Verwandtschaft keine Bedeutung beimessende *„Annahme als Kind"* handelt. BAGLJÄ und Vermittler verweisen ausdrücklich darauf, dass Abstammung und Herkunft des Kindes ein grundlegender Bestandteil seiner ‚Identität' seien. Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* heben hervor, dass das Adoptivkind ein *„schutzwürdiges, natürliches und rechtliches Interesse* [daran habe, S.H.] *zu wissen, wer seine Eltern sind"* (BAGLJÄ 2006: 39). Mit *„Eltern"* sind an dieser Stelle die genetischen Eltern gemeint, deren Verwandtschaft zum Kind per Rechtsdefinition mit der Adoption *„erloschen"* sein sollte. Neben dem grundgesetzlich verbürgten *„rechtlichen"* Interesse, Informationen über die genetischen Eltern zu erhalten, habe das Kind auch ein *„natürliches"* Interesse daran. Als rechtliches und damit kulturelles Arrangement steht die Adoption hier neben der ‚Naturgegebenheit' biologischer Elternschaft. Die *Empfehlungen* der

BAGLJÄ vermitteln geradezu den Eindruck, dass es ‚unnatürlich' und Folge einer ‚behinderten Identitätsentwicklung' wäre, würde das Adoptivkind oder der/die erwachsene Adoptierte sich nicht für seine/ihre Herkunftsfamilie interessieren.[49]

Auch durch das Vermittlungsverfahren wird die eindeutige rechtliche ‚Verwandtschaftsauflösung' bzw. ‚Verwandtschaftsstiftung' auf den ersten Blick ad absurdum geführt, denn gegenüber den ‚biologischen Fakten' scheint die rechtliche Institution der Adoption nichts ausrichten zu können:

> Leiter der Vermittlungsstelle des Senats: *„[…] Es ist nicht das eigene Kind, es ist ein fremdes Kind mit einer eigenen biologischen Geschichte, und da muss man sich eben gedanklich mit auseinander setzen. Muss ja nicht dramatisch sein. Aber sich dessen bewusst zu sein, keine eigenen Kinder zu haben, sondern von jemand Fremdem, die eine eigene Uhr haben, die auch irgendwie tickt, und dass man sich darauf gut einstellen muss. Das geht nicht anders. Das Bewusstsein: Du kannst noch so viel machen, es wird nicht dein eigenes."* (I-Senat_1)

Das Kind hat eine *„eigene biologische Geschichte"*, also eine persönliche Biographie, die durch die Herkunftsfamilie bestimmt ist und auf Grund der biologischen Vererbung auch durch Gesetze nicht von ihr zu trennen ist. Es ist *„fremd"* bzw. bringt etwas Fremdes in die Adoptivfamilie, das trotz der übernommenen Erziehungsverantwortung und Fürsorge im Alltag nicht zum Eigenen gemacht werden kann. Diese Geschichte des Kindes und das Erbgut des *„Fremden"* hat seine eigene Dynamik, auf die die Adoptiveltern sich einstellen müssen, um das Kind in seiner Identitätsentwicklung nicht zu behindern. Obwohl sich also die Adoptionsgesetzgebung und mit ihr das Modell der Adoptivfamilie an der ‚natürlich' gewachsenen, nicht durch assistierte Reproduktion entstandenen Familie orientiert, kann Adoption, wie sie von der BAGLJÄ und in der Vermittlungspraxis dargestellt wird, kein gleichwertiges Äquivalent zur biologische Familie sein. Dies bestätigt die These Egon Golombs und Helmut Gellers, dass *„[g]erade der in den sexuellen Bezügen mitangelegte physiologisch-biologische Zusammenhang als Grundlage der inneren Homogenität der Familie und das damit zusammenhängende und darauf bezogene Rekrutierungsmuster über die Blutsbande der Filiation […] konstitutive Merkmale"* (Golomb/Geller 1992: 103), der Institution Familie böten. Die Trennung zwischen biologischer Elternschaft und sozialer Elternschaft führt, wie von Golomb/Geller konstatiert, zu einer *„Institutionenkonkurrenz"* (Golomb/Geller 1992: 103) zwischen biologischer Familie und Adoptivfamilie, die die Adoptivfamilie in eine *„psychologische Sondersituation"* (I-Senat_2) drängt.

Weder die BAGLJÄ noch die Mitarbeiter der Adoptionsvermittlungsstellen beabsichtigen, Adoptivfamilien als minderwertig gegenüber biologischen Familien zu disqualifizieren. So wie die Volladoption dem Adoptivkind durch die Ausrichtung am biologischen Familienmodell die größt-

[49] Vgl. hierzu Katarina Wegars Forschung zur US-amerikanischen Debatte über das gesetzliche Verbot der Einsicht Adoptierter in ihre Geburts- und Adoptionsakten. Wegar kommt zu dem Ergebnis, dass die Regelung der *sealed birth records* zwar durch eine Überbewertung biologischer Verwandtschaft entstanden sei, auch deren Gegner biologische Verwandtschaft jedoch dadurch überbewerteten, dass sie die ‚Wurzelsuche' zum Pflichtprogramm in der Identitätsfindung jedes Adoptierten erklärten. (Wegar 1996)

mögliche rechtliche Absicherung und Lebensstabilität im Interesse des Kindeswohls gewährleisten soll, versuchen die Vermittler gerade durch die Betonung der Differenzen zur biologischen Familie für den Schutz des Kindeswohls zu sorgen. Denn nach Beobachtung der Vermittler orientieren sich mit dem Adoptionsgesetz auch die Adoptionsbewerber am Modell der biologischen Familie. Adoptionsbewerber sollen sich bewusst darauf einstellen, dass eine Selbstversicherung der Familieneinheit nicht über die in biologischen Familien für normal erachtete Feststellung genetisch vererbter Eigenschaften möglich ist:

> Vermittlerin: *„[Es ist ein Kind] das ihnen nicht ähnlich sieht, das auch andere Wesensarten mitbringt, die vielleicht ganz fremd sind. Sie müssen mit der psychologischen Sondersituation umgehen, dass sie auf ein leibliches Kind, verzichten mussten. […] Adoptiveltern haben viele Themen, die bei allen Familien auftauchen: Wie man das Kind erzieht, wie man Regeln festlegt, wie man überhaupt Familienalltag strukturiert. Erziehungssituationen werden sich in diesen Familien ähneln. Aber Sie haben auch Themen, die bei leiblichen Familien nicht vorkommen. Die Fragen: Woher komme ich eigentlich? Warum bin ich weggegeben worden? Was bedeutet das eigentlich? Die ganze Aufklärung später, die ganze Begleitung dieses Kindes. Das haben eben nur Adoptivfamilien. Und für diese besondere Familiensituation müssen sie irgendwie gewappnet sein. Das bedeutet nicht, dass sie etwas Besonderes lernen müssen, aber sie müssen dafür eben eine Offenheit oder ein Bewusstsein mitbringen. Es geht nicht an, das unter den Teppich zu kehren und zu sagen: ‚Das wird schon, so, wie sonst auch.' Das hilft uns nicht weiter, denn dann kann das Kind möglicherweise später nicht die Fragen stellen, die es fragen muss, um sich gesund zu entwickeln."* (I-Senat_2)

Mit dem erklärten Ziel der Förderung des Kindeswohls berücksichtigt das von deutschen Adoptionsstellen vermittelte Adoptionsmodell psychologische und erziehungswissenschaftliche Erkenntnisse über die Bedürfnisse von Kindern sehr konsequent. Teil des ‚Programms' zur Förderung des Kindeswohls ist zum einen die Ausrichtung des Modells der Adoptivfamilie an der ‚natürlich gewachsenen biologischen Familie'. Zum anderen ist es die Sensibilisierung der angehenden Adoptiveltern für die ‚identitätsbestimmende' Bedeutung der Herkunftsfamilie für das Adoptivkind.

Der Anthropologe David Schneider stellt in seiner Forschung die These auf, dass Verwandtschaft in der US-amerikanischen Vorstellung auf zwei – von ihm als *„substance"* und *„code for conduct"* bezeichneten – Elementen basiere.[50] Im Rückgriff auf Schneider arbeitet die britische Anthropologin Janet Carsten in ihrer Forschung heraus, dass im Gegensatz zum rein biogenetisch definierten Substanzbegriff Schneiders in malaysischen oder ecuadorianischen Beispielen eine andere Vorstellung von *„substance"* deutlich werde:

> *"If food is gradually transformed into blood in the body, and those who live together come to resemble each other as well as develop emotional closeness then in the long term this is surely a quite literal process of creating kinship. […][In Ecuador,] [a]s in the Malaysian case, there is a local emphasis on feeding in the creation of kinship – the [Ecuadorian, S.H.] Zumbagua family consist of those who eat together [. . .]. Once again, because flesh is locally conceived as formed from food, bodies and substance become linked through prolonged feeding. And so, over time, those who live and eat together come to share flesh and to resemble each other physically. "* (Carsten 2004: 139)

[50] *"It is a fundamental premise of the American kinship system that blood is a substance and that this is quite distinct from the kind of relationship or code for conduct which persons who share that substance, blood, are supposed to have. It is precisely on this distinction between relationship as substance and relationship as code for conduct that the classification of relatives in nature, relatives in law and those who are related in both nature and in law, the blood relatives, rests. […] These two elements, substance and code for conduct, are quite distinct. Each can occur alone or they can occur in combination."* (Schneider 1980: 91)

Gleichzeitig kritisiert Janet Carsten auf der Basis ihres eigenen Forschungsmaterials die These David Schneiders, dass Verwandtschaft in der US-amerikanischen Gesellschaft immer biogenetisch definiert sei. Am Beispiel der unterschiedlichen Beweggründe von ihre Herkunftsfamilie suchender Adoptierter lasse sich zeigen, dass Verwandtschaftsvorstellungen in den meisten Fällen eine ‚flexible Choreographie' zwischen vielen unterschiedlichen Faktoren beinhalte, die nicht immer eindeutig als ‚sozial' oder ‚biologisch' bezeichnet werden könnten. (Carsten 2004: 165, 187) Mit Blick auf die Adoptionsgesetzgebung und -praxis in Deutschland lässt sich sagen, dass *„substance"* aus juristischer und Vermittlerperspektive nicht von biogenetischer Verwandtschaft zu trennen ist. Soziale Verwandtschaft kann auch durch langjähriges Zusammenleben nicht zu biologischer Verwandtschaft werden, wie ich an den obenstehenden Vermittlerzitaten herausgearbeitet habe. Darum bleibt es trotz der adoptionsrechtlichen Gleichstellung sozialer Elternschaft mit biologischer Elternschaft aus Sicht der Adoptionsvermittler und des fachwissenschaftlichen Diskurses notwendig, das für seine Identität konstitutive Recht des Adoptivkindes auf Kenntnis seiner genetischen Abstammung immer wieder hervorzuheben.

In ihrer 1994 erschienen Adoptionsstudie kommt die Sozial- und Kulturanthropologin Judith Modell zu dem Schluss, dass Adoption in den USA vor allem seit den 1950er Jahren ‚wirkliche' Verwandtschaft imitiere. Das Ziel von Adoptivfamilien sei es, so nah wie möglich an das Vorbild heranzukommen. Diese, von Judith Modell als *„as if kinship"* (Modell 1994: 14) bezeichnete Beziehung zieht ihr zufolge alle Beteiligten in ein Paradoxon: Das Kind wird von den Adoptiveltern ‚erwählt', die Geburt wird verdrängt, da sie auf die Existenz einer biologischen Verbindung verweist, die zwischen Adoptiveltern und Kind nicht besteht. Die Herkunftsmutter hat zwar ein Kind entbunden, soll es jedoch vergessen, da es zum Kind anderer Eltern wird. Sie ist eine Mutter ohne Kind. Die Adoptiveltern dagegen sind Eltern ohne Schwangerschaft und Geburt in einer Gesellschaft, in deren kultureller Vorstellung ‚Blut' bzw. biogenetische Verwandtschaft die entscheidende Determinante für Elternschaft ist. (Modell 1994: 132, 226-228) Durch die Konkurrenz zur biologisch basierten Verwandtschaft entstünden ‚wirkliche' und ‚unwirkliche' Eltern. Offene Adoptionen, so Judith Modell über die US-amerikanische Gesellschaft, seien bedrohlich, weil die ‚Wahl' eines Kindes die Möglichkeit der Ablehnung oder Trennung von Familienmitgliedern impliziere. (Modell 1994: 231-235, 237) Die Orientierung am Ideal der biologisch basierten Kleinfamilie habe ich auch für die deutsche Adoptionspraxis herausgearbeitet: Im Zuge präventiver Maßnamen wird die biologisch basierte bürgerliche Kleinfamilie als normierende Instanz bestätigt und verschärft so die *„psychosoziale Sondersituation"*, in der sich Adoptivfamilien befinden. Bewerber, die durch Adoption Familienmodelle anstreben, die von der Norm der bürgerlichen Kleinfamilie abweichen, wie beispielsweise gleichgeschlechtliche Partnerschaften oder in Wohngemeinschaften lebende Paare, werden in der Berliner Adoptionspraxis von der Adoptionsver-

mittlung ausgeschlossen. In dem von psychologischem, erfahrungswissenschaftlichem und juristischem Wissen geprägten Adoptionsdiskurs entsteht das Bild eines Kindes, das von Mangelerfahrungen ‚gezeichnet' ist und durch die Freigabe zur Adoption einen oder mehrere Brüche im Leben erfahren hat: Die Trennung von der leiblichen Mutter bzw. den leiblichen Eltern ist für das Kind eine große Belastung, weil sie zum einen den Verlust von Bezugspersonen und der vertrauten Umgebung nach sich zieht und zum anderen eine ‚gesunde Persönlichkeitsentwicklung' erschweren kann, da ‚Identität' sich zu einem wesentlichen Teil über die biologische Familie konstituiert. (Vgl. Wiemann 1994: 161; Wiemann 2001: 109-111) Im Interesse der Prävention, so die Schlussfolgerung, die der Fachdiskurs nahe legt, müssen dem ohnehin traumatisierten Kind mögliche ‚Zusatzbelastungen' – beispielsweise durch ‚unkonventionelle Lebensformen' – erspart werden. Während Judith Modell jedoch von einer Verdrängung der fehlenden ‚biologischen Basis' in US-amerikanischen Adoptivfamilien spricht, werden Adoptionsbewerber und -eltern in Deutschland – ebenfalls aus präventiven Erwägungen heraus – durch die Vermittlungspraxis immer wieder gezwungen, sich mit der Adoptionsvergangenheit ihrer Kinder auseinander zu setzen. Halboffene Adoptionsformen werden in Deutschland ausdrücklich befürwortet und zumindest gesetzlich sind Adoptivfamilien biologischen Familien gleichgestellt. Dennoch hat die Orientierung der Adoptivfamilie am Vorbild der biologischen Familie zur Folge, dass (angehende) Adoptivfamilien sich immer wieder mit einem Diskurs über adoptionsbedingte Defizite befassen müssen. Dies erschwert es der Adoptivfamilie sich aus dem Schatten der biologischen Familie zu lösen und von einem defizitären Imitat zu einer Familienform zu werden, die selbstbewusst zu ihrem ‚Anders sein' steht. Das Ideal der biogenetisch basierten bürgerlichen Kleinfamilie, aber auch die Sonderrolle als Eltern, die ein Eignungsverfahren durchlaufen mussten, konfrontiert Adoptiveltern mit Widersprüchlichkeiten und Erwartungsvorstellungen, aus denen sie für sich Sinn machen müssen und mit denen sie lernen müssen umzugehen.

3. Entwicklungsprozesse durch das Adoptionsverfahren

Die deutsche Adoptionsgesetzgebung und die *Empfehlungen* der BAGLJÄ zur Adoptionsvermittlung schaffen einheitliche Rahmenbedingungen für Inlandsadoptionen in Deutschland, mit denen angehende Adoptiveltern konfrontiert werden und die sie prägen. Die ausformulierten Eignungskriterien für Adoptionsbewerber werden im Adoptionsverfahren zu Normen, aus denen Standards[51] abgeleitet werden, an denen Bewerber im Adoptionsverfahren gemessen werden. Im Folgenden werde ich am Beispiel dreier (angehender) Adoptivelternpaare[52] untersuchen, wie sich das Adoptionsverfahren in Berlin konkret gestalten kann, welche Entwicklungsprozesse dabei ausgelöst werden und welche Folgen dies für das Selbstverständnis der (angehenden) Adoptiveltern hat.

3.1 Schmieds – Der Entwicklungsprozess im Eignungsverfahren

Herr und Frau Schmied sind mit Anfang 30 wesentlich jünger als der Durchschnitt der Adoptionsbewerber.[53] Frau Schmied ist als Industriekauffrau in einer Firma angestellt, Herr Schmied arbeitet als Nachrichtentechniker. Beide kommen aus Ostdeutschland und sind wegen eines guten Stellenangebots für Herrn Schmied nach Berlin gezogen. Im Vergleich zu den meisten meiner anderen Interviewpartner, haben sich Schmieds wenig mit der Adoptionsthematik auseinander gesetzt, bevor sie sich bei einer der Berliner Vermittlungsstellen beworben haben. Die von den Vermittlungsstellen intendierte Sensibilisierung für bestimmte Adoptionsfragen lässt sich darum an ihrem Beispiel gut zeigen.

---

[51] Unter *Norm* verstehe ich als verbindlich geltende Verhaltensregeln oder Vorschriften (Vgl. Opp 2001; Waldschmidt 2004: 191). Unter *Standard* verstehe ich einen allgemeinen oder vereinbarten Maßstab bzw. ein Leistungs-, Qualitäts- oder Lebensführungsniveau (Vgl. Hartfiel/Hillmann 1982: 729; auch Waldschmidt 2004: 191). Im Kapitel 3.5 werde ich noch einmal genauer darauf eingehen, welche Rolle Normen bzw. Standards für (Adoptiv-) Eltern bei meinen Interviewpartnern spielen.

[52] Die Paare, an deren Beispiel ich bestimmte Themen untersuche, habe ich ausgewählt, weil sich diese Themen – die viele meiner Gesprächspartner aus Interviews und der Adoptionsselbsthilfegruppe betreffen – am Beispiel des ausgewählten Paares besonders gut herausarbeiten lassen. Im Gegensatz zu meiner reduzierten Darstellung der Paare, die sich zwangsläufig aus der Fokussierung auf ein Thema ergibt, sind jedoch die Themen und Fragestellungen sehr vielfältig, mit denen sich die (angehenden) Adoptiveltern auseinandersetzen.

[53] Das durchschnittlich höhere Alter der meisten Adoptionsbewerber lässt sich m.E. zum einen mit längeren Ausbildungswegen als bei Schmieds erklären. Zum anderen spielen jedoch sicherlich auch unterschiedliche Familienplanungsmodelle der ehemaligen DDR bzw. der BRD, von denen die Betroffenen geprägt wurden, eine Rolle. Der amerikanische Sozialanthropologe John Borneman spricht in Bezug auf diese staatlich propagierten Familienmodelle von *master narratives* (Borneman (1992), S. 19). In diesem Zusammenhang wäre es auch interessant zu untersuchen, inwieweit die beruflichen Vorstellungen meiner Interviewpartner von *master narratives* geprägt sind. Bis auf Frau Koch (Kapitel 4.2), die sich die Erziehungszeit mit ihrem Mann teilt, schränken sich beispielsweise alle meine Interviewpartnerinnen an Stelle ihres Mannes für ihre Kinder ein. Meine in Ostdeutschland sozialisierten Interviewpartnerinnen gingen jedoch in den Gesprächen zumindest theoretisch selbstverständlich davon aus, Kinder und Beruf verbinden zu können bzw. zu dürfen. Meine in Westdeutschland sozialisierten Interviewpartnerinnen hatten dagegen in den Gesprächen ein stärkeres Bedürfnis, sich für den eventuellen Wunsch, beruflich aktiv zu bleiben, zu rechtfertigen.

Schmieds wohnen in einem Mehrfamilienhaus mit Garten. Zum Zeitpunkt der Interviews haben sie sechs Gespräche mit ihrer Adoptionsvermittlerin in anderthalb Jahren hinter sich gebracht und befinden sich gerade am Beginn der Wartephase. Die von ihrer Vermittlerin angekündigte zweijährige Wartezeit bis zur Vermittlung eines Kindes empfinden sie zwar als *„Dämpfer"* (I-Schmied_1), insgesamt sind Schmieds jedoch zunächst einfach erleichtert, dass sie die Vermittlungsgespräche überstanden haben und nun anerkannte Adoptionsbewerber sind. Beide Interviews mit Schmieds finden in gelöster Stimmung bei Tee und selbstgebackenem Kuchen in ihrem Garten statt.

Der Weg zur Adoptionsbewerbung verläuft bei Schmieds wie bei den meisten Adoptionsbewerbern. Das sei eben der *„normale Werdegang"* (I-Schmied_1), so Frau Schmied:

> Frau Schmied: *„Man lernt einen Job, sucht sich einen Job, arbeitet ein paar Jahre und irgendwie passiert es dann und wenn es nicht passiert, dann macht man sich langsam Gedanken."* (I-Schmied_1)

Schmieds lernen sich während der Ausbildung kennen und wünschen sich gemeinsame Kinder, sobald sie sich beruflich bzw. finanziell ausreichend abgesichert fühlen. Wie die meisten meiner Interviewpartner beginnen sie eine reproduktionsmedizinische Behandlung, als auch nach längerer Wartezeit keine Schwangerschaft eintritt. Nach mehreren erfolglosen Versuchen der künstlichen Befruchtung brechen sie die Behandlung jedoch ab, da sie sich von weiteren Versuchen nur geringe Erfolgschancen versprechen. Der Gedanke zu adoptieren, sei *„automatisch"* gekommen. "*Es gab ja bloß noch die Lösung Adoption"* (I-Schmied_1), so Herr Schmied. Als sie dies der sie behandelnden Ärztin gegenüber erklären, erhalten sie von ihr einen Zettel mit den Adressen der Berliner Adoptionsvermittlungsstellen. Außerdem verfasst die Ärztin für Schmieds ein Schreiben, in dem sie der Vermittlungsstelle erklärt, dass das Paar die künstliche Befruchtung beendet habe und eine bevorzugte und schnelle Adoptionsvermittlung ärztlich zu befürworten sei. Frau Schmied erzählt, zu ihrem ersten Termin bei der Adoptionsvermittlungsstelle seien sie sehr zuversichtlich mit der Einstellung gegangen:

> *„Wir sind noch jung, wir sind eigentlich ein perfektes Pärchen, weil wir eine Wohnung haben, einen Job, wir haben keinen [polizeilichen] Eintrag und alles toll bei uns […]."* (I-Schmied_1)

Das erste Treffen verläuft für beide jedoch schockierend. Als Schmieds der Vermittlerin ihr ärztliches Schreiben zeigen, *„[d]a hat sich unsere Sozialarbeiterin erstmal halb kribbelig gelacht und gesagt, das muss sie sich kopieren, das hat sie ja noch nie gesehen!"* (I-Schmied_1). Die Vermittlerin fragt Schmieds, was für ein Kind sie sich für sich vorstellen würden. Schmieds versuchen humorvoll zu reagieren, indem sie offensichtlich ironisch antworten: *„Ein blondes Kind mit blauen Augen, sportlich"* (I-Schmied_1). Die Vermittlerin überhört die Ironie und kontert, dass sie sportliche Kinder nicht vermitteln würde.

Anstatt schon Daten des Paares aufzunehmen, schreibt die Vermittlerin – dadurch, dass sie am Tisch dicht beieinander sitzen, für beide sichtbar – auf einem Schmierzettel mit, wer von ihnen

wie auf ihre Fragen reagiert. Schließlich schickt die Vermittlerin sie mit den Worten nach Hause, sie sollten sich noch einmal überlegen, ob sie wirklich adoptieren wollten. Schmieds verlassen das Gespräch stark verunsichert. Sie erinnern sich:

> Herr Schmied: *[W]ir sind da wirklich rausgegangen und haben gedacht…"*
> Frau Schmied: *„… wir sind im falschen Film"*
> Beide: *„Wollen wir überhaupt noch oder wollen wir nicht?"* (I-Schmied_1)

Eigentlich sind sie weiterhin entschlossen zu adoptieren, sie trauen sich jedoch nicht, sofort einen neuen Termin zu machen, da die Vermittlerin ja gemeint hatte, sie sollten noch mal nachdenken. Sie warten eine Woche und vereinbaren dann telefonisch den zweiten Gesprächstermin. Aus der Mitschrift im ersten Treffen und auch aus Bemerkungen in den späteren Gesprächen schließen Schmieds, dass der Vermittlerin das Engagement beider Partner für eine Adoption sehr wichtig sei. Darum achten sie darauf, die Telefonate mit ihr immer abwechselnd zu führen.

Beim zweiten Termin ist die Vermittlerin sehr viel freundlicher. Schmieds meinen, sie habe ihnen nun endlich geglaubt, dass es ihnen ernst mit der Adoption sei. Die Vermittlerin nimmt ihre Daten auf und sie beginnen mit den im Verfahren vorgesehenen Gesprächen. Als es darum geht, bis zu welchem Alter Schmieds ein Kind annehmen würden, geben sie als Obergrenze zunächst drei Jahre an. Als sich jedoch im weiteren Gespräch herausstellt, dass sie im Alltag kaum Kontakt zu Familien mit Kleinkindern haben, gibt die Vermittlerin ihnen die ‚Hausaufgabe', zu Adoptionsvorbereitungskursen und den Treffen der Berliner Adoptionsselbsthilfegruppe zu gehen, um sich über Adoptivkinder zu informieren. Außerdem sollen sie nach Möglichkeit Orte aufsuchen, wo Kinder sind, um *„Erfahrung* [zu, S.H.] *sammeln"* (I-Schmied_1) und besser einschätzen zu können, wie weit Kinder in welchem Alter entwickelt sind.

Schmieds gehen zu mehreren Treffen von Adoptivfamilien. Bei diesen Gelegenheiten erleben sie sowohl Adoptiveltern mit Säuglingen, als auch mit älteren Kindern. Von den Adoptiveltern lassen sie sich erzählen, wie es ihnen ergangen ist. Ein Junge, der als Kleinkind adoptiert wurde und Schmieds zufolge vor seiner Adoption *"schon so einiges hinter sich gehabt"* (I-Schmied_1) habe, hält Herrn Schmied bei einem dieser Treffen in Atem. Durch eine Bekannte erhalten Schmieds sogar die Möglichkeit, einen Nachmittag lang den Kindern in einem Kinderheim beim Spielen zuzusehen. Die Erzieherin erklärt ihnen die Probleme der Kinder in den unterschiedlichen Altersstufen und ob bzw. aus welchen Gründen bei ihnen Entwicklungsverzögerungen feststellbar sind. Beim nächsten Termin mit ihrer Vermittlerin ziehen sie ihre Bereitschaft zur Adoption eines Kindes bis zum Alter von drei Jahren zurück und lassen sich für die Altersgruppe der Säuglinge bis zu einem Jahr vormerken.

Als neue ‚Hausaufgabe' erhalten Schmieds den Fragebogen der Vermittlungsstelle, den sie ausgefüllt zum nächsten Gesprächstermin mitbringen sollen. Ein großer Fragenblock bezieht sich auf die Vorgeschichte und die möglichen Krankheiten oder Behinderungen von Adoptivkindern.

Schmieds müssen erklären, welche potenziellen Probleme sie glauben bewältigen zu können und welche nicht. Die Vermittlerin macht jedoch deutlich, dass die Ablehnung von Behinderungen und Krankheiten eines Kindes gut begründet sein müssten:

> Herr Schmied: *„[…] Wie hat sie gesagt? ‚Wir wollen ja nicht bloß Adoptiveltern, die ein gesundes Kind adoptieren wollen, sondern welche, die sich etwas zutrauen.' […] Das ist was, wo man dann schon schluckt."* (I-Schmied_1)

Zuhause beantworten Schmieds die betreffenden Fragen dahingehend, dass sie mit ‚kleineren physischen Fehlbildungen', die durch therapeutische Förderung oder medizinische Behandlungen *„reparabel"* (I-Schmied_1) seien, ‚kein Problem' hätten. Beim nächsten Gesprächstermin hinterfragt die Vermittlerin ihre Antworten im Fragebogen jedoch noch einmal in Bezug auf konkrete Behinderungsformen und dabei stellt sich heraus, dass Schmieds bei den meisten Behinderungen nicht einschätzen können, wie sie sich auswirken. Um sicher zu gehen, dass Schmieds sich über die Konsequenzen ihrer Wahl im Klaren sind, gibt die Vermittlerin ihnen Aufklärungsbroschüren über den Einfluss von Alkoholkonsum und Drogen in der Schwangerschaft mit nach Hause und rät ihnen, einen Kinderarzt zu besuchen, um sich ein genaueres Bild über den Effekt möglicher Schäden und Fehlbildungen zu machen.

Auch diese Anregung ihrer Vermittlerin greifen Schmieds auf und lassen sich einen Kinderarzttermin für ein Beratungsgespräch geben. Der Kinderarzt rät ihnen davon ab ein Kind zu nehmen, das vermeintlich harmlose äußere Fehlbildungen habe. Mit jeder Fehlbildung am Körper wie Klumpfuß, Hasenscharte, Wolfsrachen oder Gaumenspalte, gehe zu einem hohen Prozentsatz auch ein *„schwer wiegenderes Syndrom"* (I-Schmied_1) einher, das man im Säuglingsalter noch gar nicht feststellen könne. Frau Schmied beschreibt den Kinderarzt sogar als *„erbost"* (I-Schmied_1) darüber, dass von Adoptiveltern gefordert werde, behinderte Kinder aufzunehmen. Sie gibt den Kinderarzt mit den Worten wieder:

> *„Wir hätten es doch schon schwer genug, versuchen und machen und tun um ein Kind zu kriegen, da haben wir doch verdammt noch mal auch das Recht, ein gesundes Kind zu bekommen. Warum sollen wir uns da mit einem halbkranken Kind abgeben?"* (I-Schmied_1)

Auf der einen Seite spricht der Arzt Schmieds aus der Seele, denn, was sie im Adoptionsverfahren *„über [sich] ergehen lassen müssen"*, empfinden sie als *„krass"* (I-Schmied_1). Auf der anderen Seite ist Schmieds jedoch klar, dass die Vermittlungsstelle auch für kranke Kinder Familien finden will. Dennoch streichen sie nach diesem Arztbesuch die meisten Krankheiten von ihrer ‚Akzeptanzliste', denn *„je tiefer man in die Materie hineinschaut"*, so Herr Schmied, *„desto bewusster wird einem, was dahinter steckt, was noch kommen kann, gerade bei Krankheiten"* (I-Schmied_1).

Insgesamt fällt es Schmieds sehr schwer, den Fragebogen auszufüllen:

> Herr Schmied: *„Wenn man da hingeht als Pärchen, weiß man ja schon, dass die da einiges verlangen, dass man sich etwas zutrauen sollte. Und wenn man dann diesen Fragebogen ausfüllt ist schon der Druck da, was schreibt man jetzt dahin? Vor allen Dingen: Man will ja was. Und dann kann man ja auch denken: Musst du das jetzt*

hinschreiben, damit du ein Kind kriegst oder kannst du wirklich ehrlich sein und sagen „geht nicht"? Also, es ist schon psychologisch nicht einfach, diesen Fragebogen auszufüllen." (I-Schmied_1)

Herr Schmied spricht an dieser Stelle aus, was sehr viele Adoptionsbewerber belastet: Eigentlich wünschen sich Schmieds einen gesunden Säugling und fühlen sich auch nach dem Besuch beim Kinderarzt von den meisten anderen Behinderungen überfordert. Gleichzeitig signalisieren ihnen der Fragebogen und die Vermittlerin aber von Anfang an sehr deutlich, dass von Adoptionsbewerbern die Bereitschaft zur Toleranz und Offenheit gegenüber Kindern, die nicht diesem Wunschbild entsprechen, gefordert wird. Indem sie sich bereit erklären, etwas ältere oder leicht körperlich behinderte Kinder aufzunehmen, versuchen sie dem Anspruch an *„belastbare Eltern, die sich etwas zutrauen"* zu genügen. Als die Vermittlerin sie jedoch auffordert, sich in Bezug auf konkrete Beispiele klar zu machen, ob sie sich den Umgang damit zutrauen würden, werden sie vor allem durch die rigorose Schilderung des Kinderarztes eingeschüchtert. Bei vielen Faktoren, die sie sich vorher zugetraut hätten, seien sie durch die genauere Beschäftigung mit dem Thema zu dem Schluss gekommen, dem nicht gewachsen zu sein, so Frau Schmied. Im Sinne gelungener Prävention durch das Adoptionsverfahren gestehen Schmieds sich und der Vermittlerin ein, dass sie sich mit älteren und behinderten Kindern potenziell überfordert fühlen würden. Die Angst davor, am Ende an der Erziehung des Kindes zu scheitern, bringt sie dazu *„ehrlich"* zu sagen, *„geht nicht"* (I-Schmied_1). Der Fragebogen und die Gespräche mit der Vermittlerin, die sie eigentlich als belastende Kontrolle empfinden, erhalten dadurch die Zusatzfunktion, ihre Interessen zu wahren: Faktoren, die sie potenziell belasten würden, können sie auf diese Weise ausgrenzen.

Auch den von der Vermittlerin empfohlenen Adoptionsvorbereitungskurs finden Schmieds hilfreich. Zum einen erhalten sie durch ihn eine weitere Gelegenheit mit Ärzten über mögliche Entwicklungsschäden von Adoptivkindern zu sprechen, zum anderen erlebt vor allem Frau Schmied die Erfahrungsberichte älterer Adoptiveltern, die zu einzelnen Terminen eingeladen werden, als bereichernd:

> Frau Schmied: *„[…]Einfach mal zu sehen, wie andere Menschen das sehen, diese ganze Adoptionsgeschichte. Dass es noch Menschen gibt, die ganz andere Wünsche haben oder die in eine ganz andere Richtung gehen aus dem und dem Grund. Das schärft sozusagen den Weitblick ein bisschen, dass man nicht nur sein eigenes Ding sieht und denkt, wir machen das so und das ist so richtig, sondern einfach… Das, was die anderen machen, ist auch richtig. […]"* (I-Schmied_1)

Beim Adoptionsvorbereitungskurs hören Schmieds auch zu ihrem Erstaunen, wie andere Adoptionsbewerber fast demonstrativ ihren *„Respekt"* (I-Schmied_1) für die Herkunftsmütter von Adoptivkindern verkünden, da die Entscheidung, das Kind zur Adoption freizugeben selbstlos und verantwortungsvoll im Interesse des Kindes gedacht sei. Schmieds finden das zunächst befremdlich. Ihre Beurteilung der Herkunftsmutter ist eher negativ, weil sich diese Frau ja, so Frau Schmied, ihrer Verantwortung entziehe. Dennoch werden Schmieds durch die Diskussion zum Nachdenken angeregt. In den Verfahrensgesprächen betont die Vermittlerin immer wieder, dass

es für das Adoptivkind später sehr wichtig sein werde, dass die Adoptiveltern Offenheit gegenüber der Herkunftsfamilie signalisierten. Irgendwann nämlich werde das Kind sich fragen, woher es komme. Frau Schmied beginnt, Romane über die Entwicklung von Adoptivkindern zu lesen. Was sie von der Vermittlerin und im Adoptionsvorbereitungskurs gelernt hat, findet sie, nachvollziehbar geschildert, auch hier wieder. Die Bücher machen zwar deutlich, dass es unterschiedliche Bedürfnisse im Umgang mit der Adoptionssituation gibt, für alle beschriebenen Adoptivkinder spielt aber das Wissen um ihre Herkunft eine wichtige Rolle. Um das Kind später nicht in Konflikt zu bringen, so Frau Schmieds Schlussfolgerung, sei es daher wichtig, sich an die Wünsche der leiblichen Mutter in Bezug auf die religiöse oder kulturelle Prägung des Kindes und dessen Aufklärung über die Herkunftsfamilie und die Gründe für die Adoption zu halten. Die Fallbeispiele, von denen Schmieds mir aus der Erinnerung des Gehörten und Gelesenen erzählen, suggerieren, dass die Beziehung zur Herkunftsfamilie die Adoptivfamilie nicht in Frage stellt, wenn die Adoptiveltern dem Kind die Freiheiten geben, die es braucht, um seine Herkunft zu erforschen.[54] Im Gegenteil riskieren gerade Paare, die versuchen, die Adoption zu verheimlichen, in der Phase der Identitätssuche schwere Beziehungskrisen. Schmieds erklären, selbst aus eigenem Antrieb zwar keine Beziehung zur Herkunftsfamilie eines Adoptivkindes aufbauen zu wollen, aber wenn ihr Kind später das Bedürfnis habe, seine Herkunftsfamilie kennen zu lernen, würden sie es auf jeden Fall darin unterstützen.

Aus der Vermittlerperspektive ermöglichen es die sechs Vermittlungsgespräche, an unterschiedlichen Beispielen direkt und indirekt zu beurteilen, inwieweit Schmieds die in den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* geforderten Eignungskriterien für Adoptiveltern erfüllen: Dadurch, dass sie sich nach dem ersten Gespräch mit der Adoptionsvermittlerin nicht haben abschrecken lassen, sondern versucht haben, ihre Position zu erklären und sich auf die Gesprächsebene der Vermittlerin einzustellen, haben sie gezeigt, dass sie mit Druck und Konfliktsituationen einigermaßen umgehen können. In den anderthalb Jahren des Eignungsverfahrens haben sie Durchhaltevermögen bewiesen, und die Vermittlerin davon überzeugt, dass es ihnen mit der Entscheidung zur Adoption ernst ist. Durch das Aufgreifen der Vermittleranregungen zu Besuchen von Adoptionstreffen und Experten haben sie sich offen für Austausch und Hilfestellung gezeigt und in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Themen auch Reflexionsbereitschaft und Toleranz signalisiert.

[54] Frau Schmied erinnert sich beispielsweise aus dem Buch „Schattenmütter" an die Geschichte zweier Adoptivtöchter, denen das Kennenlernen der leiblichen Mutter zwar wichtig ist, die aber beide feststellen, dass sie sich letztendlich nur ihren Adoptivfamilien wirklich zugehörig fühlen. (I-Schmied_1)

In der, nur an wenigen Beispielen vorgestellten, Zeit des Eignungsverfahrens durchlaufen Schmieds einen Lernprozess, der durch die verfahrensbedingte Beschäftigung mit dem Adoptionsthema ausgelöst wird: Durch den Fragebogen und die Gespräche mit der Adoptionsvermittlerin werden Schmieds – nicht nur in medizinischer Hinsicht – die potenziellen Probleme und Herausforderungen bewusst, die ein Adoptivkind mit sich bringt. Am Beispiel von Problemfällen, wie den oben geschilderten Krankheiten, haben sie zu zweit und mit der Vermittlerin über ihre persönlichen Grenzen diskutiert. Indem sie der Vermittlerin gegenüber begründen, warum sie welche Probleme und Eigenschaften eines Adoptivkindes nicht mittragen könnten, machen sie sich selbst ihre Wünsche und Erwartungen in Bezug auf ein Adoptivkind bewusst. Auf diese Weise wird – wie in den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* von 2003 gefordert – *„Kollisionen zwischen den Wünschen der Bewerber und der Entwicklung des Kindes"* vorgebeugt und verhindert, dass *„völlig unrealistische bzw. nicht kindgemäße Zielvorstellungen mit der Absicht, ein Kind aufzunehmen, verbunden werden"* (BAGLJÄ 2003: 19). Auch entwickelt sich bei Schmieds durch die Auseinandersetzung mit dem Thema Adoption ein Bewusstsein für diese besonderen Bedürfnisse eines Adoptivkindes. Was ihre eigenen Gefühle gegenüber Herkunftsfamilien angeht, sind sie zwar weiterhin ambivalent, die Fallbeispiele haben ihnen jedoch deutlich gemacht, *„wie elementar wichtig es ist, dass ihr Kind ‚seine Geschichte' von seinen Adoptiveltern erzählt bekommt"*, und dass *„[e]ine Aufdeckung der Adoption, die zu spät, in kritischen Situationen oder durch Dritte erfolgt […] das Vertrauen der Adoptierten [erschüttert] und […] zu schweren Störungen in der gegenseitigen Beziehung führen [kann]"* (BAGLJÄ 2006: 30). Gleichzeitig haben Schmieds auch hinsichtlich ihrer Selbstdarstellung gelernt, sich vor der Vermittlerin als ‚gute potenzielle Adoptiveltern' zu präsentieren: Durch abwechselnde Telefonate mit der Vermittlungsstelle demonstrieren sie beispielsweise ein gleichstarkes Interesse an der Adoption.[55] Aber auch wenn Schmieds ein strategisches Image von – aus Sicht der Vermittlungsstelle – ‚perfekten Adoptiveltern' aufbauen, wird in den Interviews, die ich mit ihnen führe, deutlich, dass Schmieds tatsächlich verinnerlicht haben, dass sich ihre Wünsche und Erziehungsvorstellungen, wenn es dann so weit ist, nach den Bedürfnissen des Kindes richten müssen. Seit dem Eignungsverfahren lesen sie Bücher zum Thema Adoption und haben auch vor, dies in Zukunft zu tun, da ihnen in der Verfahrenszeit bewusst geworden sei, so Frau Schmied, dass sie das Thema von nun an in irgendeiner Form immer begleiten werde. Aus Sicht der Vermittlungsstelle ließe sich im Falle Schmieds also von einer erfolgreichen Sensibilisierung für adoptionsspezifische Themen sprechen. Das Durchlaufen des zeitaufwändigen Adoptionsverfahrens sensibilisiert die Bewerber um ein Adoptivkind jedoch nicht nur für bestimmte Themen, sondern erzeugt ein ausgeprägtes Problembewusstsein, das bei vielen Bewerbern Ängste auslöst. In den beiden nächsten Unterka-

[55] Im Kapitel 3.4 werde ich auch auf einen Lernprozess bezüglich des Sprachmodus über das Adoptivkind eingehen.

piteln werde ich am Beispiel zweier weiterer Ehepaare herausarbeiten, welche Ängste (angehende) Adoptiveltern belasten können und wie sie sich damit auseinandersetzen.

3.2 Lerchs – Ängste I

Herr und Frau Lerch sind zum Zeitpunkt der Interviews beide 40 Jahre alt. Frau Lerch ist selbstständige Künstlerin, Herr Lerch arbeitet als Wirtschaftswissenschaftler in einer Firma. Der Wunsch nach Kindern kam bei beiden erst wesentlich später als bei Schmieds. Bis sie Mitte 30 war, so Frau Lerch, habe sie grundsätzlich keine Kinder haben wollen. Auch heute noch sind Frau und Herr Lerch sich in manchen Momenten nicht sicher, ob das Leben mit einem Kind ihnen soviel Erfüllung geben kann, wie es Beruf und Freizeit tun. Der Kinderwunsch wird bei beiden seit einigen Jahren immer konkreter; bisher genießt jedoch vor allem Frau Lerch es, ganz in ihrem Beruf aufzugehen. Lerchs haben sich schon überlegt, wie sie sich die Erziehungszeit aufteilen können, damit beide in ihren Berufen bleiben können, dennoch sehen sie durch das Leben mit einem Kind Einschränkungen in Beruf und Freizeit voraus. Trotz dieser ambivalenten Gefühle haben sie sich – wie Schmieds nach einer erfolglosen medizinischen Behandlung – für eine Adoption entschieden. Das Eignungsverfahren haben sie schon vor anderthalb Jahren abgeschlossen und warten seitdem auf einen Kindervorschlag. Obwohl ihnen eine zweijährige Wartezeit angekündigt wurde, schleicht sich immer wieder die Angst ein, vielleicht *„durchs Raster“* (I-Lerch_2) zu fallen – wegen des Alters oder aus anderen Gründen.

Lerchs ist sehr bewusst, dass es neben ihnen noch viele andere Bewerber in der Wartephase gibt, und dass bei der Vermittlung eines Kindes letztendlich auch viel davon abhängt, an welche Paare die Vermittlerin zuerst denkt. Darum versuchen sie sich der Vermittlerin durch Telefonate, Briefe und beigelegte Fotos, die sie vorzugsweise mit Kindern zeigen, in Erinnerung zu rufen. Bewerber in der Wartephase sollen sich ohnehin in regelmäßigen Abständen bei ihrer Vermittlerin melden, um zu signalisieren, dass weiterhin Interesse an einer Adoption besteht. Dennoch widerstrebt es ihnen, sich durch allzu häufige Anrufe in der Vermittlungsstelle aufzudrängen – sie möchten nicht gefühlsmäßig zu Bettlern um ein Kind werden. Es ist ihnen wichtig deutlich zu machen, dass sie auch unabhängig von einem Kind glücklich sind. Das eigentlich Belastende an der Wartezeit, stellen Lerchs übereinstimmend fest, sei für sie nicht das Leben ohne Kind, sondern der Dauerzustand der Unsicherheit.

Obwohl Lerchs ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihrer Vermittlerin haben und die Vermittlungsgespräche aus der Erinnerung heraus als hoffnungsfroh beschreiben, erzählt Frau Lerch, dass der *„mütterliche[…] Typ“* (I-Lerch_1) ihrer Vermittlerin sie zunächst verunsichert habe:

> Frau Lerch: „*[…] [D]ie erzählt dann auch viel von sich und [ihrem] Leben […] und was sie gerne tut, und dass sie gern über den Flohmarkt geht und dann hier und da und am liebsten Kaffee trinkt und ich merke halt, das sind so Sachen, die ich… Ich bin nicht so ein… Und ich hatte anfangs das Gefühl: […] muss ich jetzt so*

sein? So einen mütterlichen Typ abgeben? Und irgendwann hat die das auch, beim zweiten oder dritten Treffen hat sie zu mir gesagt: ‚Mensch, Frau Lerch, Sie werden mir ja von Mal zu Mal sympathischer.' Ich denke mal, das ging so in die Richtung… die hat mich wahrscheinlich als ehrgeizige. . . Ich bin auch ehrgeizig, aber ich weiß auch, wo eine Grenze ist. Ich bin halt nicht so: ‚Seit Jahren will ich Kinder haben!' Das ist auch ein Prozess. Ich wollte früher überhaupt keine Kinder […] Und das hat sie schon sehr schnell, glaube ich, gemerkt und da fühle ich mich manchmal so ein bisschen unterhöhlt. (lacht) Ich hatte ihr nicht die Erlaubnis dazu gegeben, sozusagen. Auf der anderen Seite bist du in dieser Bittsteller-Rolle […] und dann kommt es zu einer Interessenskollision, also, gefühlsmäßig, wo ich denke: ‚Mensch, wir müssen uns jetzt hier natürlich outen, aber man darf ja nicht dafür bestraft werden, dass man nicht so eine Glucke ist!'" (I-Lerch_1)

Das ‚Mutterbild', das Frau Lerch in ihrer Vermittlerin sieht, ist das Stereotyp der ‚perfekten Mutter und Hausfrau', die durch ihre *„ein bisschen beleibter[e]"* (I-Lerch_1) Gestalt Weiblichkeit, Warmherzigkeit und Güte ausstrahlt. Schon rein körperlich – geht es mir während des Interviews durch den Kopf – hebt sich die große, schmale Frau Lerch von ihrer Beschreibung der Vermittlerin scharf ab. Die Leidenschaften ihrer Vermittlerin, so Frau Lerchs Wahrnehmung, konzentrieren sich auf haushaltsnahe Tätigkeiten wie einkaufen oder Kaffee trinken und Gespräche. Obwohl Lerchs selbst das Ideal der Vereinbarkeit von Beruf und Kindern haben und ihre Vermittlerin als eine Frau einschätzen, die großen Wert auf eine gleichberechtigte Partnerschaft legt, fürchtet Frau Lerch als Muttertyp den Maßstäben der Vermittlerin nicht zu genügen. Sie empfindet es der Vermittlerin gegenüber als Defizit, nicht schon immer den Wunsch nach Kindern gehabt zu haben. Ihr beruflicher Ehrgeiz passt nicht in das Selbstlosigkeit einfordernde Mutter-Ideal, das sie durch die Vermittlerin propagiert sieht. Frau Lerch sieht sich durch die Vermittlerin mit Gefühlen der Mangelhaftigkeit konfrontiert und in eine Bittsteller-Rolle versetzt, dadurch fühlt sie sich in ihrem Selbstbild als selbstsichere und gefestigte Persönlichkeit in Frage gestellt. Im Gegenzug grenzt sie sich von dem potenziellen Anspruch, eine ‚Klischee-Mutter' sein zu müssen, ab und wehrt sich dagegen ‚bestraft' zu werden, weil sie keine *„Glucke"* sei. Dies ändert jedoch nichts am Bewusstsein ihrer Abhängigkeit von der Vermittlerin: Die Vermittlerin hat die Macht ihre und die in den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* formulierten Ansprüche an Adoptiveltern durchzusetzen, indem sie darüber bestimmt, ob sie Lerchs ein Kind vermittelt oder sie von der Adoptivelternschaft ausschließt. Obwohl nicht klar ist, ob die Vermittlerin eine *„Glucke"* tatsächlich einer berufstätigen Mutter vorziehen würde, und obwohl sie auch keine deutlich erkennbare Kritik an Lerchs formuliert, ist die Macht der Vermittlerin in allen Gesprächen gegenwärtig. Wie Schmieds und die meisten anderen Adoptivelternpaare, mit denen ich sprach, reagieren auch Lerchs darauf, indem sie versuchen, sich beispielsweise durch Fotografien mit Kindern als ‚ideale' potenzielle Adoptiveltern zu präsentieren. Gleichzeitig setzen sich Lerchs aktiv mit gesellschaftlich und durch die Adoptionsstelle vermittelten Ansprüchen an Elternschaft auseinander. Soweit nicht vorher schon geschehen, führt dies in vielen Punkten zu einer Verinnerlichung dieser Ansprüche an Elternschaft. Indem Frau Lerch beispielsweise betont, dass sie trotz großen Ehrgeizes fähig sei, ihre beruflichen Ambitionen den Bedürfnissen eines Kindes anzupassen, hebt sie ihr Be-

wusstsein dafür hervor, dass ein (Adoptiv-)Kind, *„die seinem Entwicklungsstand entsprechende und seine Vorgeschichte berücksichtigende elterliche Zuwendung [braucht], die einer zeitlichen Abwesenheit der Eltern Grenzen setzt"* (BAGLJÄ 2006: 25).

Aus den Unwägbarkeiten des Verfahrens erwachsen für Lerchs jedoch noch weitere Ängste: Bei Bekannten haben sie erlebt, wie die leibliche Mutter einen Säugling nach mehreren Wochen in der Adoptivfamilie zurückholte.[56] Die Möglichkeit eines solchen Kindesverlustes und der damit verbundene Schmerz, den sie bei ihren Bekannten miterlebt haben, belastet Lerchs und veranlasst sie nach eigenen Aussagen, ihre Vorfreude auf ein Kind zu unterdrücken, um später nicht zu sehr enttäuscht zu werden. Neben den Ängsten, kein Kind zu bekommen oder das Kind wieder zu verlieren, bewegt vor allem Herrn Lerch jedoch auch die Angst, das ‚falsche' Kind vermittelt zu bekommen oder gar zu einem adoptierten Kind keine ‚elterlichen' Gefühle entwickeln zu können:

> Herr Lerch: *„[…] Ich hatte mal für mich persönlich eine Angst, dass ich gefragt habe: Kann ich das Kind denn annehmen? Oder: Werde ich zu dem Kind genau solche Gefühle entwickeln wie zu einem eigenen Kind? Wobei ich das ja gar nicht beurteilen könnte, aber das war schon bei mir ein Punkt, wo ich gesagt habe, hoffentlich klappt das. Weil ich auch am Anfang stärker ambivalent war und dachte: Was ist, wenn du nach zwei Wochen merkst, du hast kein Gefühl für das Kind?"* (I-Lerch_1)

In Ermangelung persönlicher Erfahrungen kann Herr Lerch sich schwer vorstellen, wie es ist, ein Adoptivkind großzuziehen. Während er bei leiblichen Kindern selbstverständlich davon ausgeht, dass durch genetische Vererbung so viele Gemeinsamkeiten vorhanden sind, dass er liebevolle Gefühle für das Kind entwickeln kann, fürchtet er bei einer Adoption, sich an ein Kind zu binden, das es ihm emotional nicht erlaubt, in die erhoffte Vater-Rolle hineinzuwachsen:

> Herr Lerch: *„[…] Viele der Kinder kommen ja aus sozial ganz schwachen Familien und da sind wir schon auch manchmal so ein bisschen abschätzig gegenüber solchen Leuten. […] Da kommt dann wieder die Angst hoch […]: Was ist, wenn man das Kind jeden Tag anguckt und sagt: ‚Kann ich das jetzt gern haben das Kind oder lieben?' Und man weiß eigentlich immer, woher es kommt. Dass man guckt: Hoffentlich wird das jetzt nicht so… Wie viel ist jetzt wirklich Prägung in der Erziehung und wie viel ist genetisch vererbt?"* (I-Lerch_1)

Die Frage des Einflusses genetischen Erbes auf die Persönlichkeit eines Menschen ist wissenschaftlich bisher nicht beantwortet. Während Frau Lerch davon ausgeht, dass Charaktereigenschaften auf die Prägung durch das soziale Umfeld zurückzuführen seien, fürchtet sich Herr Lerch davor, im Laufe der Zeit eine Person heranwachsen zu sehen, deren Persönlichkeit Vorurteile oder Antipathien bei ihm hervorruft. Er hat die Sorge, das Kind vielleicht dauerhaft als Fremdkörper zu empfinden und dadurch nicht die familiäre Zusammengehörigkeit erleben zu können, die die Einschränkungen in Freizeit und Berufsleben durch die Bedürfnisse eines Kindes aufwiegen soll.

---

[56] Säuglinge können frühestens im Alter von acht Wochen endgültig zur Adoption freigegeben werden und erst dann, wenn die leibliche Mutter dies mit ihrer Unterschrift bestätigt hat. Näheres zu diesem Punk im Kapitel 2.1.3. Vgl. auch BGB §§ 1747, 1748.

Ein immer noch theoretisches, aber konkreteres Bild möglicher Herkunftssituationen eines Adoptivkindes erhalten Lerchs durch die Erzählungen ihrer Vermittlerin von Kindern, die zur Adoption freigegeben wurden. Fast immer handelt es sich bei den Herkunftsfamilien dieser Kinder um die sozial schwachen Familien, denen gegenüber Herr Lerch fürchtet, nicht genug Toleranz aufbringen zu können. Die meisten Geschichten erzählt die Vermittlerin im Zusammenhang mit dem Fragebogen, damit Lerchs sich ein konkretes Bild möglicher Vorgeschichten und potenzieller Probleme eines Kindes machen können. Einige Geschichten beleuchten jedoch auch die Situation, Beweggründe und den Trennungsschmerz der abgebenden Mütter bzw. ihrer Familien:

> Frau Lerch: *„Es gab ein konkretes Beispiel, das ich sehr beeindruckend fand. […] Das war diese Situation, wo sie gesagt hat, das Kind war schon drei Monate alt, und die Mutter ist damit nicht klargekommen. Und die Übergabe erfolgte innerhalb dieser Familie. Da kam dann so ein Adoptions-Elternpaar, und ist mit [der Vermittlerin, S.H.] in diese Familie gegangen, und dann hat sich diese [Herkunfts-, S.H.]Familie von dem Kind verabschiedet und die haben [das Kind, S.H.] praktisch in die Arme dieser Adoptionseltern gegeben. […] [Mit solchen Fallbeispielen will sie uns, S.H.], glaub ich, den Horizont dahingehend erweitern, dass du in Situationen kommen kannst, die du dir bislang kognitiv überhaupt nicht vorstellen kannst. Und jegliche Vernunft-Argumente überhaupt nicht greifen. Also: ‚Was? Warum verhüten die denn nicht?' Oder irgendwie so was. Das kannst Du alles vergessen. Diese bürgerlichen Überzeugungen oder wie wir geprägt worden sind, das musst du über den Haufen werfen. Es gibt ganz andere Lebensformen, andere Lebenserscheinungen, vor allem ganz andere Lebensentwürfe und… das haben wir noch nie berührt. Und deswegen, glaube ich, erzählt sie uns das, damit man nicht abwertend ist. Sie versucht diese Vorurteile, die man vielleicht auch notgedrungen hat – einfach, weil man bislang nicht diese Wahrnehmung hatte – mit solchen Fallbeispielen zu erweitern."* (I-Lerch_2)

Frau Lerch selbst interpretiert die Erzählungen als Versuch der Vermittlerin, ihre negativen Vorurteile gegenüber potenziellen Herkunftsfamilien durch Verständnis und Mitgefühl für deren schwierige Situation aufzulösen. Durch die Fallbeispiele verortet Frau Lerch sich selbst in einem Milieu, dass sie als ‚bürgerlich' bezeichnet. Sie macht sich bewusst, dass ihre Moralvorstellungen und Konzept sinnvoller Lebensgestaltung nicht absolut sind, sondern gebunden an ein bestimmtes soziales Umfeld und eine davon beeinflusste persönliche Biographie. Menschen, die unter anderen Lebensbedingungen entgegen diesen *„bürgerlichen"* Vorstellungen handeln, dürfen Frau Lerch zufolge nicht verurteilt werden, weil auch ihre Lebensformen und Handlungen milieugebunden seien. Anhand dieser Fallbeispiele setzen sich Lerchs sehr konkret damit auseinander, ob sie zu einer solchen Herkunftsfamilie ihres Kindes ein positives Verhältnis entwickeln könnten. Angesichts der unbekannten Herkunftssituation ihres zukünftigen Kindes bleibt bei Lerchs jedoch die Unsicherheit darüber, ob es ihnen möglich sein wird, ein positives Verhältnis zu dessen Herkunftsfamilie zu entwickeln – eine Sorge, die umso belastender ist, als ihnen überzeugend vermittelt wurde, wie wichtig es sei, *„sich und dem Kind altersgerecht seine Geschichte nahe zu bringen, damit es die Tatsache der Adoption versteht und diese und seine Herkunft akzeptieren kann"* (BAGLJÄ 2006: 28).

Im Zusammenhang mit all diesen Ängsten empfinden Lerchs die Notwendigkeit einer bewussten Entscheidung für ein bestimmtes Kind sehr ambivalent: Auf der einen Seite müssen sie in kürzester Zeit, in einer Situation, in der sie die Entwicklung ihrer Beziehung zum Kind noch nicht ab-

schätzen können, eine Entscheidung für ihr restliches Leben treffen. Erst *„nach zwei Wochen"* zu merken, dass sie *„kein Gefühl für das Kind"* (I-Lerch_2) entwickeln können, würde für sie bedeuten, vielleicht dauerhaft mit ihrer Situation unglücklich zu sein, weil mit dem Kind immer neue Probleme auftauchten. Würden sie das Kind in einer solchen Situation jedoch zurückgeben, würden Lerchs mit großer Sicherheit kinderlos bleiben, da die Vermittlungsstelle einem Paar, dass einem Kind durch Unentschlossenheit nach dem Verlust der leiblichen Mutter einen weiteren ‚Bruch' zufügt, keine Kinder mehr vermitteln würde.

Auf der anderen Seite beruhigt es Lerchs bis zu einem gewissen Grad, dass sie ein Kind ablehnen könnten, zu dessen familiärer Herkunft und Vorgeschichte sie auf der Basis der Informationen, die die Vermittlerin ihnen geben wird, keine positive Beziehung entwickeln zu können glauben. Ihre Vermittlerin hat ihnen deutlich signalisiert, dass sie eine solche schnelle Entscheidung im Interesse des Kindes sehr positiv bewerten würde. Auch diesen positiven Aspekt der Entscheidungsfreiheit sehen Lerchs jedoch ambivalent, denn erstens müsse man sich sehr schnell über seine Gefühle im Klaren sein, und zweitens frage man sich, ob man überhaupt wieder ein Kind angeboten bekomme, wenn man zu oft nein sage. Auch fürchten sie, zu anspruchsvoll zu erscheinen, so dass die Vermittlerin bei keinem Kind das Gefühl habe, dass es *„zu uns passt"* (I-Lerch_1).

Trotz dieser Unsicherheiten und Ängste erklären Lerchs, die Zeit seit den Vermittlungsgesprächen nur selten bewusst als Belastung oder Wartezeit wahrzunehmen. Im Alltag rücke der Gedanke an die Adoption in den Hintergrund und sie machten weiter ‚wie immer'. Dennoch stellen sie fest, dass gerade die lange Wartezeit dazu führe, dass sie ihre Entscheidung zur Adoption immer wieder gemeinsam hinterfragen:

> Herr Lerch: *„[…] Wir haben auch zwischendurch immer wieder Gespräche gehabt wo wir uns gefragt haben: Stehen wir noch dazu? Wollen wir eigentlich noch weiter? Wo wir dann feststellen, man muss es einfach probieren. Man macht sich natürlich viel mehr Gedanken durch diese Situation, dass man jetzt anderthalb Jahre wartet und jeden Tag kann es klingeln. Das ist sicherlich auch psychisch anders als wenn eine Frau schwanger wird und sagt, in neun Monaten ist es so weit. Da kann man sich drauf einstellen und sagen, es kommt jetzt auf jeden Fall. Und hier, bei so einer Situation fühle ich das so, dass man sich mehr Gedanken macht und viel mehr ambivalent ist. Was aber zum großen Teil, denke ich, auch normal ist."*
> Frau Lerch: *„Na ja, vielleicht ist es auch so ein bisschen eine Schutzreaktion… Wobei es wirklich definitiv bei uns so ist. Wir sitzen nicht jeden Tag da und warten und leiden und starren auf das Telefon. […] Wo ich mich manchmal schon gefragt habe, na ja…"*
> Herr Lerch: *„…reicht das denn? Ich denke auch… ob da irgendetwas fehlt."*
> Frau Lerch: *„Kippt das?"*
> Herr Lerch: *„Müsste man nicht mehr… Ich denke auch: Hat man jetzt zu wenig Gefühl oder zu wenig Wunsch? […]"* (I-Lerch_1)

Selbst die auf den ersten Blick positive Ausgeglichenheit, mit der sie die Wartezeit erleben, anstatt *„jeden Tag"* dazusitzen und *„auf das Telefon"* – das Medium mit dem sie bei einem Kindervorschlag benachrichtigt werden – zu *„starren"*, verunsichert sie angesichts der Unwägbarkeiten, die das Adoptionsverfahren mit sich bringt. Innerhalb von anderthalb Jahren rücken die Gespräche und

Entschlüsse, die sie im Zusammenhang mit dem Verfahren gefällt haben, in so weite Ferne, dass sie sich immer wieder fragen, ob das, was sie mit ihrer Vermittlerin verabredet haben für sie noch aktuell ist, bzw. ob sie überhaupt noch zu ihrer Adoptionsentscheidung stehen. Auf der einen Seite halten sie es für notwendig, sich bewusst oder unbewusst keinen Träumereien über das Leben mit einem Kind hinzugeben, damit die Wartezeit nicht zu einer allzu großen Belastung wird. Auf der anderen Seite verstärkt diese Distanz die Zweifel an der eigenen Entscheidung: Vielleicht, so ihre Sorge, ist der im Alltag nur schwache Kinderwunsch ein Indikator dafür, dass ihnen die Gefühle fehlen, um in einer Elternrolle aufzugehen? Ausgelöst wird diese Befürchtung von einem, diesmal beide betreffenden Ideal, bedingungslos und grenzenlos liebender ‚normaler' Eltern, die in ihrer Fürsorger-Rolle aufgehen. Es gelingt ihnen, diese Befürchtung zu relativieren, indem Herr Lerch feststellt, dass es *„normal"* sei, sich eine Distanz zum eigenen Kinderwunsch zu bewahren, bevor man sicher sei, ein Kind zu bekommen. Auch hier taucht wieder der Vergleich mit biologischer Verwandtschaft auf: Ein Paar, das ein leibliches Kind erwartet, kann sich, wie Herr Lerch feststellt, neun Monate lang auf das Eltern-Werden einstellen und Gefühle zu dem immer präsenter werdenden Kind im Bauch entwickeln. Angehende Adoptiveltern erhalten dagegen zu keinem Zeitpunkt die Zusage, sich innerhalb einer bestimmten Zeit auf ein Kind einstellen zu können. Jederzeit könnten sie telefonisch die Nachricht erhalten, dass die Vermittlerin ein Kind für sie ausgesucht hat und dann würde sich ihr Leben von einem Tag auf den anderen verändern – theoretisch ist es jedoch auch möglich, dass das Telefon nie klingelt. Symbol dieser Ungewissheit ist für Herrn Lerch die Tatsache, während des Eignungsverfahrens oder bei dessen Abschluss *„überhaupt kein offizielles Papier oder eine Rückmeldung"* erhalten zu haben, die ihnen bestätige: *„Okay, Sie sind jetzt bei uns hier drin in den Mühlen und hier sind Ihre Daten […]"* (I-Lerch_2)
Für Lerchs sind es die Unwägbarkeiten der Wartezeit, das Unwissen darüber ob, wann und welches Kind die Vermittlungsstelle ihnen anvertrauen wird, die sie dazu bringt, sich und ihre Motivation zur Adoption immer wieder zu hinterfragen. Im folgenden Unterkapitel werde ich herausarbeiten, dass auch nach der Adoption Ungewissheiten bestehen bleiben, die durch das im Adoptionsverfahren geförderte Problembewusstsein Ängste bei den Adoptiveltern auslösen können.

3.3 Försters – Ängste II

Försters sind zum Zeitpunkt der Interviews beide Anfang 40 und glückliche Eltern des vierjährigen Leon. Herr Förster ist als Jurist tätig, Frau Förster ist Beamtin im öffentlichen Dienst. Während Herr Förster ein nüchterner Typ mit trockenem Humor ist, macht seine Frau im Interview keinen Hehl daraus, eher emotional zu sein. Auch Försters kamen nach einer erfolglosen medizinischen Behandlung zur Adoption. Nach einem einjährigen Eignungsverfahren warteten sie knappe zwei Jahre auf ihren Sohn. In dieser gesamten Zeit war Frau Förster die treibende Kraft

bei dem Versuch ihren vehementen und seinen eher zögerlichen Kinderwunsch zu erfüllen – eine Konstellation, die beide heute mit viel Humor kommentieren. Während Frau Förster immer das abstrakte Wunschbild einer glücklichen Familie vor Augen hatte und sich erst durch das Adoptionsverfahren mit möglichen konkreten Konstellationen und Problematiken des Lebens mit einem (Adoptiv-)Kind auseinandersetzte, erinnert sich Herr Förster sehr genau an die Angst ein *„süß[es] und klein[es]"* Kind zur Adoption angeboten zu bekommen, das sich *„zu einem Wesen [entwickelt], mit dem man überhaupt nichts anfangen kann"* (I-Förster_1). Ähnlich wie Lerchs fürchteten auch Försters ein Kind vermittelt zu bekommen, das es ihnen nicht erlauben würde, ihre Vorstellung einer, wie Frau Förster es formuliert, nicht überdurchschnittlich konfliktbeladenen, *„ganz normale[n] Familie"* (I-Förster_1) zu verwirklichen. Eine Sorge, die durch das Bild des adoptierten ‚Problemkinds' ausgelöst wird, das in vielen Medienberichten[57], aber auch im Fragebogen des Eignungsverfahrens und in den Geschichten über Adoptivkinder, die sie im Adoptionsvorbereitungskurs hören, enthalten ist:

> Herr Förster: *„Ich hatte eher immer das Gefühl, dass bei den Kindern, die zur Adoption freigegeben werden, sehr viele problematische Fälle dabei sind und wir möglicherweise für solche problematischen Fälle zu normal sind. Dass so was nur Leute mit Pädagogik [machen können, S.H.]."* (I-Förster_1)

Schon vor dem Beginn des Adoptionsverfahrens ist Försters die besondere Bedürfnislage von Adoptivkindern bewusst. Sie fürchten, nur fachlich gebildete *„Sozialpädagogen"* oder *„Physiotherapeuten"* (I-Förster_1) könnten die problematische Adoptionssituation angemessen bewältigen. Sie selbst fühlen sich *„zu normal"* für diese Anforderungen, sowohl, was ihre ungeschulten Fähigkeiten der Kindererziehung angeht, als auch in ihren Wünschen nach einer *„normale[n] Familie"*, in der Kindererziehung, Berufsleben und Freizeitaktivitäten miteinander vereinbar sind. Die Vorstellung, als Adoptivfamilie in der Öffentlichkeit überall sofort als ‚unnormal' erkannt zu werden und dadurch einen Sonderstatus zu erhalten, empfinden beide damals wie heute als belastend. Hilfreich sind für Försters bei der Bewältigung dieser Ängste die Besuche bei der Adoptionsselbsthilfegruppe. Dort mitzuerleben, dass die Kinder, die anderen Bewerbern vermittelt werden, *„immer irgendwie zu den Paaren pass[en]"* (I-Förster_2) beruhigt sie sehr. Auch zu sehen, dass der Alltag mit adoptierten Kindern sich nicht nennenswert von dem mit leiblichen Kindern unterscheidet, bestärkt sie in ihrer Entscheidung zur Adoption:

---

[57] Z.B. die durch die Presse gegangene Nachricht des Selbstmordes des 17jährigen Adoptivsohns Willi Bogners (dpa 4.10.2005 (Süddeutsche Zeitung) , dpa 4.10.2005 (Die Welt), dpa 29.11.2005 (F.A.Z.) u.v.a.). Auch in Fernsehreportagen taucht dieses Thema immer wieder auf, z.B. in der BBC-Dokumentation von 2002: „Kinder des Zorns" (Taming the Problem Child), die am 24.3.2003 auf VOX ausgestrahlt wurde (http: //www.adoption.de/aktu_tvtipps.htm) oder in der WDR-Produktion „Aruns Wut – Ein indisches Adoptivkind klagt an", ausgestrahlt am 30.11.2005 (http: //www.wdr.de/tv/menschen-hautnah/archiv/2005/11/30.phtml). Die Inhaltszusammenfassung der ZDF-Dokumentation „Nicht ohne meine Mutter – Adoptivkinder auf Spurensuche" erklärt gar, Experten für nationale und internationale Adoption warnten davor, Kinder von ihren biologischen Müttern zu trennen, da dies auch für Neugeborene ein Trauma sei."*Affenbabys sterben bei dieser Trennung. Menschenkinder sterben nicht, aber es ist, nach Meinung der Wissenschaftler, für sie ein schwerwiegender Prozess."* (http: //www.zdf.de/ZDFde/inhalt/24/0,1872,3927064,00.html)

> Frau Förster: *„Ich habe einmal neben einem Papa gesessen, der mit seiner Tochter da war, das war für mich unheimlich schön, weil die das übliche Programm machte: Papa auf die Hosen sabbern und so. Das war unheimlich niedlich. So ein bisschen dieses Beruhigende: Ein ganz normales Kind."* (I-Förster_2)

Dennoch ist die Nachricht, dass die Vermittlerin ein Kind für sie gefunden habe, ein Schock für Herrn Förster:

> Herr Förster: *„Woran das liegt, weiß ich nicht, Adoption ist ja ein langes Verfahren, aber wenn der Anruf kommt, dann ist da so wenig Zeit… […] Man könnte sagen, […] irgendwann muss man sich doch an den Gedanken gewöhnt haben. Aber ich fand es eigentlich doch ziemlich heftig. Ich habe zwei Nächte lang nicht geschlafen, da ging mir alles durch den Kopf, […] was einem so durch den Kopf gehen kann. Der Fluchtinstinkt war sehr wach und musste niedergerungen werden."* (I-Förster_1)

Wie Lerchs fürchtet sich auch Herr Förster davor, eine nicht nur sein weiteres Leben, sondern auch das gesamte Leben des Kindes betreffende Entscheidung innerhalb kürzester Zeit zu treffen. Obwohl alles für eine Annahme des angebotenen Kindes spricht, fühlt Herr Förster sich außer Stande, sich bewusst und ‚für immer' für eine Konstellation zu entscheiden, deren Auswirkungen er nicht abschätzen kann:

> Herr Förster: *„Als wir dann Leon gesehen haben, als ich die Hintergrundgeschichte gehört habe, wusste ich, das passt genau zu uns! Und in dem Moment war der nächste Gedanke: Das passt so gut zu uns, dass du jetzt ja sagen musst! Und das hat mich tierisch gestresst."* (I-Förster_1)

Als sich jedoch die ‚Entscheidungssituation' nach dem ersten Gespräch mit der Vermittlerin während zwei Besuchstagen im Krankenhaus entspannt, sie Leon *„eingepackt"* haben und er in seiner Tragetasche einfach *„mit dabei"* (I-Förster_1) ist, erinnert Herr Förster sich, *„plötzlich"* (I-Förster_1) glücklich und stolz über seine Verantwortung für dieses kleine Baby gewesen zu sein. Nach den jahrelangen theoretischen Überlegungen, welche Situationen sie potenziell überfordern würden, ein *„süß[es]"* Kind in den Armen zu halten, an dem *„alles ganz normal"* (I-Förster_1) ist, und zu spüren, dass sie sich schon nach wenigen Tagen als Eltern dieses Kindes fühlen, löst die Bedenken in Bezug auf die eigenen Gefühle, die Herrn Förster das Verfahren hindurch begleitet haben, auf. Was jedoch bleibt, ist eine Sensibilisierung für die Problematik des Adoptivkindes, das durch die Trennung von der leiblichen Mutter und der Herkunftsfamilie einen biographischen ‚Bruch' erfahren hat, für dessen positive Verarbeitung es besonderer Unterstützung bedarf. Das erste, was Herr Förster von einem Arbeitskollegen hört, als er diesem von seinem Adoptivsohn erzählt, ist die Geschichte eines Bekannten mit einem Adoptivkind, das *„völlig ausgekreist"* (I-Förster_2) sei. Zwar versucht Herr Förster, sich von Geschichten dieser Art nicht beeindrucken zu lassen, dennoch beunruhigt ihn die Unsicherheit darüber, wie Leon reagiere, wenn er sich seiner Adoption immer mehr bewusst werde. Seine *„Hauptangst"* (I-Förster_1) sei es, dass Leon *„den Boden unter den Füßen verliert"* (I-Förster_1) und sie ihn in einer solchen Situation nicht ausreichend unterstützen könnten:

> Herr Förster: *„Für mich wäre das Wichtigste, dass wir das so hinkriegen, dass er dann mit dem, was er da schon als Päckchen aufgeladen bekommen hat… das tut mir immer wieder ein bisschen weh, wenn ich den kleinen Kna-*

ben angucke, was er eigentlich schon, obwohl er es noch gar nicht weiß, verarbeiten muss. Dass man das so hinbekommt, dass er damit auch klarkommt." (I-Förster_1)

In der Vermittlungsstelle, im Adoptionsvorbereitungskurs und in der Adoptionsselbsthilfegruppe haben Försters – zum Teil aus dem Mund erwachsener Adoptierter selbst – in vielen Erzählungen gehört, wie Adoptivkinder sich mit ihrem Adoptionsstatus und ihren Herkunftsfamilien bewusst auseinandersetzen mussten, um zu Selbstbewusstsein und innerer Stabilität zu finden. Die Phase der Identitätssuche in der Pubertät – ohnehin eine Zeit der Konflikte zwischen Eltern und Kindern – sei für Adoptivfamilien häufig besonders schwierig, da zur ‚normalen' Identitätskrise noch die Problematik der Adoption hinzukomme. Aus diesem Grund sei es sehr wichtig, den Kindern schon früh ein positives Verhältnis zur eigenen Adoptionsgeschichte zu vermitteln – ein Anspruch an die Adoptiveltern, den Försters verinnerlicht haben.

Wie mehrere der Adoptiveltern, mit denen ich gesprochen habe, bewegt Försters die Frage, wann und wie sie ihrem Kind am besten von seiner Adoption erzählen sollen. Aus den Informationen der Vermittlungsstelle und der Adoptionsselbsthilfegruppe haben Försters die Ansicht übernommen, dass es zwar wichtig sei, das Kind so früh wie möglich über seine Adoption aufzuklären, dass man ihm das Thema aber nicht aufdrängen solle, wenn es kein Interesse daran zeige. Aus den Erzählungen anderer Adoptiveltern wissen sie, dass die meisten Kinder im Alter Leons von sich aus anfangen zu fragen, ob sie im Bauch der Mutter gewesen seien. Dies sei eine gute Gelegenheit, dem Kind auf sanfte Weise verständlich zu machen, dass es adoptiert wurde. Da Leon bisher jedoch nicht gefragt habe, erzählt Frau Förster, sei sie schon dazu übergegangen, ihn auf jede schwangere Frau hinzuweisen und *„Baby im Bauch"* (I-Förster_2) zu sagen. Aber das *„motivier[e] ihn zu gar nichts"* (I-Förster_2), momentan interessiere er sich nur für ICEs und andere Züge. Inzwischen erkundigen sich Försters nach Kinderbüchern, die das Thema Adoption spielerisch verarbeiten. In der Selbsthilfegruppe haben sie den Tipp erhalten, ein Fotoalbum für Leon zu basteln, das bei seinen ersten Lebenstagen beginnt – etwas, worauf Frau Förster eigentlich gar keine Lust hat. Dennoch nimmt sie das ‚Projekt' Fotoalbum in Angriff, da sie es für eine gute Möglichkeit hält, das Thema Adoption *„ins Gespräch zu bringen"* (I-Förster_2). In Bezug auf die Aufklärung Leons über seine Adoption sind Herr und Frau Förster hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, ihm die Situation so bald wie möglich zu offenbaren, um es *„hinter [sich]"* (I-Förster_1) zu bringen, und der Sorge, dass Leon unter seinem ‚Sonderstatus' als adoptiertes Kind leiden oder deswegen von anderen Kindern gehänselt werden könnte. Eigentlich, so Herr Förster, wolle er sich manchmal gar nicht mit dem Thema Adoption beschäftigen, er spüre aber die schwerwiegende Verantwortung dafür, seinen Sohn stark zu machen, damit er das Thema bewältigen könne.

Wie erhofft, erleben Försters ihren Alltag als den einer *„ganz normale[n] Familie, wo es manchmal drunter und drüber geh[e]"* (I-Förster_1). Adoptionsspezifische Fragen, wie die Heranführung Leons an die Adoptionsthematik, spielen für sie zumeist keine Rolle – ein Zustand, den Försters sehr genießen. Dennoch, so Herr Förster, mache er sich manchmal Gedanken darüber, *„ob man der Situation Adoption […] ein spezielles Programm darbieten müsste"* (I-Förster_2).

> Herr Förster: *„Ich erfreche mich auch, wenn ich abends um halb sechs nach Hause komme und da steht Leon vor dem Auto und ich weiß, der hopst jetzt gleich da rein, erstmal genervt zu sein, ganz banal genervt. Eigentlich ist es nicht der Unterschied ‚Adoption', aber daraus resultiert ein schlechtes Gewissen: ‚Ob man sich da nicht doch ganz speziell verhalten müsste?" Und dann kommen die Zweifel: ‚Vielleicht muss man sich gerade nicht speziell verhalten, sondern ganz normal?'[…] Das schlechte Gewissen [überwiegt]. (lacht) Ja, das ist dieses: ‚Wie ist das, wenn er älter ist? Macht man das auch richtig?' Das beschäftigt mich doch sehr."* (I-Förster_2)

Die Sensibilisierung und ‚Vermittlung der besonderen Bedürfnisse von Adoptivkindern' in der Zeit des Adoptionsverfahrens löst bei Försters eine verunsichernde Ambivalenz aus. Auf der einen Seite halten sie es für wichtig, ihrem Sohn nicht durch Betonung der Adoptionssituation das Gefühl zu geben ‚anders' als die Kinder in seiner Umgebung zu sein. Auf der anderen Seite drängt sich der Anspruch an Adoptiveltern, adoptionsspezifische Themen zu befördern und dem Kind auf diese Weise eine positive Einstellung zu seiner Adoptionsgeschichte zu vermitteln, immer wieder in ihr Bewusstsein. Angesichts der lang ersehnten Elternschaft erscheint es Herrn Förster geradezu als illegitim, nach einem langen Arbeitstag – wie andere Eltern auch – manchmal von seinem Sohn genervt zu sein. Frau Förster spürt in der ersten Zeit mit dem Kind in ihrem sozialen Umfeld die Erwartung, *„vor Glück förmlich aus den Socken spring[en]"* (I-Förster_2) zu müssen – wiederum eine Erwartung, die damals Selbstzweifel bei ihr auslöste, da es ihr in dieser Zeit aufgrund der neuen Anstrengungen und radikalen Veränderung ihres Lebens häufig nicht besonders gut gegangen sei.

Wie Adoptiveltern sich von diesen, sowohl verinnerlichten als auch von ihrem sozialen Umfeld an sie herangetragenen Ansprüchen distanzieren, werde ich im vierten Teil herausarbeiten. Im folgenden Abschnitt werde ich jedoch zunächst einen Konflikt untersuchen, der sich für alle meine Interviewpartner aus dem Adoptionsverfahren heraus ergab.

3.4 Das Paradox der ‚erforderlichen Wahl' eines Kindes

Ein wichtiger Bestandteil des Eignungsverfahrens ist es, dass die Bewerber zunächst abstrakt ausformulieren, die Adoption welcher Kinder mit welchen potenziellen Problemen und Eigenschaften sie sich vorstellen könnten. Haben die angehenden Adoptiveltern einen *Kindervorschlag* erhalten, müssen sie in Bezug auf dieses Kind noch einmal sehr rational in sich gehen und überlegen, ob sie sich vorstellen können, dieses Kind ‚für immer' als ‚ihres' anzunehmen. Für angehende Adoptiveltern geht es dabei nicht um eine allgemeine Toleranz gegenüber Behinderungen oder kulturellen, religiösen und ethnischen Unterschieden. Sie müssen sich bewusst machen, wel-

che Auswirkungen bestimmte Eigenschaften eines Kindes auf ihr weiteres Leben haben werden und inwiefern sich dies mit ihren persönlichen Zukunftsplänen und Wünschen vereinbaren lässt. *Präventiv*, um einem Scheitern der Adoption vorzubeugen, müssen sie aus dem ‚Angebot' potenzieller Adoptivkinder diejenigen ablehnen, die nicht mit ihrer persönlichen Lebensplanung vereinbar sind. Die Ablehnung oder Entscheidung für ein Kind aus persönlichen Präferenzen heraus, wird jedoch sowohl seitens der Adoptionsvermittler als auch seitens der (angehenden) Adoptiveltern mit denen ich sprach, häufig mit Warenkonsum assoziiert – einem Verhalten, das in Bezug auf Kinder moralisch verurteilt wird. Sowohl die Ausbeutung von Kindern[58], als auch der Handel mit Kindern ist gesellschaftlich tabuisiert, wie sich beispielsweise in den Reaktionen deutscher Medien auf die Adoptionsabsichten des US-amerikanischen Popstars Madonna zeigt. Die Frage, ob Madonna ihren malawischen Adoptivsohn gekauft habe, bewegte nicht nur die Regenbogenpresse, sondern auch Klatschspalten und Meinungsseiten ‚seriöser' Tageszeitungen über mehrere Wochen.[59] Die Kritiker Madonnas warfen ihr vor, sie versuche sich *„Mutterglück"* zu kaufen (Wolf et al. 23. 10. 2006) sie hätte ihren Adoptivsohn ausgesucht, *„als wäre sie auf einer Shopping-Tour"* (Thor 17. 10. 2006) und für die *„Auswahl des Jungen"* habe sie *„wenig länger gebraucht als für die Auswahl einer Handtasche"* (Koydl 16. 10. 2006). Von Befürworterseite wurde angeführt, dass der leibliche Vater des Kindes sich in liebevoller Selbstversagung von dem Kind getrennt habe, um ihm eine bessere Zukunft zu ermöglichen, die durch den Wohlstand Madonnas und ihre diesbezüglichen Absichtserklärungen gewährleistet scheine. Madonna selbst verteidigte die Adoption in den Medien, indem sie erklärte, dem Kind *„ein besseres Leben"* schenken zu wollen (dpa 26. 10. 2006) und warf ihren Kritikern ihrerseits Rassismus vor. Viele Menschen hätten *„ein Problem mit dem Umstand, dass [sie] […] ein Kind mit einer anderen Hautfarbe"* (RPO 1. 11. 2006) als der ihren adoptiert habe.

---

[58] Vgl. hierzu Zelizer (1988), die auf der Basis ihrer Analyse des Verhältnisses zwischen Geld und sozialen Beziehungen ‚unterschiedliche Arten von Geld' unterscheidet: *„Different monies are used differently […]"*. Umgekehrt gilt: *„Different uses can transform the meaning of money."* (Zelizer 1988: 26) Einnahmen durch ein Kind, beispielsweise in Form von Kindergeld, sind gesellschaftlich nur dann legitimierbar, wenn sie zu seinem Wohl eingesetzt werden.

[59] Z.B. titelt die *Berliner Zeitung*: *„Heim und Hoffnung"* (Cosack 18.10.2006), *„Weiter Wirbel um Madonnas Adoptivsohn"* (AFP 24.10.2006), *„'Ich habe nichts Falsches getan.' Madonna verteidigt die Adoption des kleinen David im Fernsehen"* (BLZ 26.10.2006), *„Kleine Bärchen"* (Ehlert 27.10.2006), *„Madonna. Nach der Aufnahme des Jungen David wetteiferte die Popsängerin (48) angeblich mit einem australischen Ehepaar um die Adoption eines Mädchens aus Malawi"* (AFP 22.11.2006), *„Klage gegen Adoption in Malawi zugelassen"* (AFP 30.11.2006). Die Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* titelt: *„Madonna. Möchtegern-Mutter der Armen"* (Koydl 16.10.2006), *„Madonna verteidigt sich. Die Antwort der Pop-Königin"* (dpa 26.10.2006), *„Madonna. Vater gegen Rückkehr des kleinen David"* (AFP 27.10.2006), *„Weltreise zum Wunschkind"* (Rubner 29.10.2006) . Unter vielen anderen deutschen Zeitungen und Zeitschriften greifen *Der Tagesspiegel*, *F.A.Z.*, *Focus*, *Der Spiegel* das Thema genauso auf, wie *B.Z.*, *Bild* und *Bunte*.

Interessant an diesen publikumswirksamen Mediendarstellungen zur Adoption Madonnas ist, dass sich in ihnen die Themen in polarisierter Form widerspiegeln, mit denen sich auch meine Interviewpartner auseinandersetzen müssen: Der Wunsch nach Kindern ist – wie die rege Beteiligung der Medien zeigt – einem gesellschaftlichen Elternideal zufolge nur legitimierbar, wenn er mit dem Wunsch verbunden ist, unabhängig von ‚egoistischen Wunschvorstellungen' dem Wohl des Kindes zu dienen. ‚Egoistische Wunschvorstellungen' sind solche, die keine Rücksicht auf andere, insbesondere die Bedürfnisse des Kindes nehmen. Konsum-Metaphern und Konsum-Vorstellungen werden im Zusammenhang mit dem Kinderwunsch als besonders unangemessen angesehen, weil mit ihnen die Orientierung des Dienstleistungssektors an den Wünschen des zahlenden Kunden verknüpft wird. Der Käufer einer Ware darf erwarten, seine Vorstellungen verwirklicht zu sehen, ohne sich in ein Dankbarkeits- und damit verbundenes Verpflichtungsverhältnis zu begeben. In Schlagzeilen wie *„Meine Gucci-Schuhe, mein Malawi-Kind"* (Thor 17. 10. 2006) wird Madonna eine solche ‚Konsumentenhaltung' unterstellt. Indem die Multimillionärin Madonna sich diesen Darstellungen zufolge mit Hilfe ihres Geldes ein Kind wie eine Ware ‚besorgt', wird ein Eltern- bzw. Mutterbild gezeichnet, das im Kontrast zu dem gesellschaftlichen Idealbild steht. Dieses Idealbild stimmt mit der schon in den 1960er bis 1980er Jahren vorgenommenen Analyse des Anthropologen David Schneider für die Symbolsprache der US-amerikanische Gesellschaft in Bezug auf Familie überein:

> *„[A]ll of the symbols of American kinship seem to 'say' one thing; they provide for relationships of diffuse, enduring solidarity.'Diffuse' because they are functionally diffuse rather than specific in Parsons' terms. That is, where the 'job' is to get a specific thing 'done' there is no such specific limitation on the aim or goal of any kinship relationship. Instead the goal is 'solidarity', that is, the 'good' or 'well being' or 'benefit' of ego with alter. Whatever it is that is 'good for' the family, the spouse, the child, the relative, is the 'right' thing to do. And 'enduring' in the generalized sense symbolized by 'blood'; there is no built-in termination point or termination date. Indeed, it 'is' and cannot be terminated. But although a marital relationship can be terminated by death or divorce, it is, as the saying goes, 'til death do us part'; it is supposed to endure and persevere and it is not to be regarded as transient or temporary or conditional. "* (Schneider 1977: 67)

Ob durch ‚Blut' oder durch ‚Gesetz' – nicht nur bei Eheschließungen, sondern auch im Fall von Adoptionen – familiärer Zusammenhalt soll diesem Familienideal zufolge durch unbegrenzte Solidarität und die gegenseitige Sorge der Familienmitglieder untereinander geprägt sein. Eine besondere Verpflichtung obliegt Eltern bei der Sorge für das Wohl ihrer Kinder, da diese noch nicht für ihr eigenen Interessen einstehen können. Eine diesem Familien- und Elternideal angemessene Sprache in Bezug auf Kinder, ist die der *„Gabe"*[60] bzw. des Geschenks. Im Gegensatz zur gekauften Ware bringt das Geschenk den Empfänger in ein Verpflichtungsverhältnis – nicht nur gegenüber dem Geber, sondern auch in Bezug auf die Gabe, derer er sich würdig erweisen muss. Im Gegensatz zu ‚Warenangeboten' unter denen sich der Käufer aussuchen darf, was ihm

[60] Vgl. Mauss, Marcel, Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1990. (französische Erstveröffentlichung 1950) Im Folgenden kann ich mit Rücksicht auf den Umfang meiner Magisterarbeit leider nur sehr auschnitthaft auf die Theorie Marcel Mauss' eingehen.

am besten gefällt, darf ein Geschenk nicht abgelehnt werden. (Vgl. Mauss 1990: 25, 28f., 36f.). In der ‚Bildsprache der Gabe' sind die Eltern verpflichtet das empfangene Geschenk anzunehmen – indem sie es in seiner Persönlichkeit respektieren – und zu erwidern – indem sie liebevoll für das Wohl des Kindes sorgen, auch wenn sie dafür eigene Bedürfnisse zurückstellen müssen.

Auch meine Interviewpartner haben die oben ausgeführten, gesellschaftlich vermittelten Vorstellungen und Ansprüche an Elternschaft verinnerlicht. Lerchs[61] sprechen explizit vom Kind als einem *„Geschenk"* (I-Lerch_1). Herr Förster macht deutlich, dass für ihn die Erfüllung eines Kinderwunsches nur legitimierbar sei, wenn sie mit dem Wohl des Kindes vereinbar ist: Für eine Adoption Wege zu gehen, bei denen Kinderhandel nicht ausgeschlossen werden könnte, sei die *„Perversion des Kinderwunsches"* (I-Förster_1), erklärt er beispielsweise im ersten Interview. Als ich Frau Förster frage, welche Erwartungen sie an ihre Familie habe, sagt sie:

> Frau Förster: *„[…] Ich habe keine materiellen Erwartungen in dem Sinne. Oder auch nicht die Vorstellung, dass jeden Sonntagmorgen etwas Bestimmtes passiert. Nee, ich möchte einfach mit meiner Familie ein schönes Leben haben und mich wohl fühlen, und dass alle anderen sich auch wohl fühlen. Jetzt habe ich zuerst an mich gedacht, wie egoistisch! […]"* (I-Förster_1)

Entsprechend der Formulierung der an sie gerichteten Frage, reflektiert Frau Förster über ihre persönlichen Erwartungen an ihre Familie. Während sie ihre Überlegungen jedoch ausspricht, stellt sie fest, dass es nicht dem Bild der *„diffuse, enduring solidarity"* entspricht, persönliche Erwartungen an die Familie an erster Stelle zu nennen, denn als Mutter wäre es *„the ‚right' thing to do"* gewesen, zunächst an das Wohlergehen der anderen Familienmitglieder zu denken. Individueller ‚Egoismus' ist in Bezug auf Kinder ‚nicht vertretbar'. Auch Schmieds grenzen sich von einer Käufer-Einstellung' oder ‚Waren-Vorstellung' in Bezug auf den Kinderwunsch ab, indem Frau Schmied erklärt, eine Auslandsadoption sei für sie schon deshalb undenkbar gewesen, weil die damit verbundenen hohen Kosten[62] ihnen das Gefühl vermittelt hätten, ein Kind gekauft zu haben. Ebenso wie meine Interviewpartner stufen auch die Adoptionsvermittlungsstellen ein ‚Konsumenten-Verhalten' von Seiten der Adoptionsbewerber als inakzeptabel ein – so inakzeptabel, dass auch Witze in dieser Richtung als vollkommen unangemessen disqualifiziert werden, wie Schmieds anlässlich ihrer ironisch gemeinten Äußerung, sich ein *„blondes Kind mit blauen Augen, sportlich"* (I-Schmied_1) zu wünschen, feststellen müssen. Dennoch ist es gerade die Frage der Vermittlerin, die Schmieds zu ihrer ironischen Äußerung veranlasst, denn sie ist es, die Schmieds bittet ihr zu sagen, an was für ein Kind sie bei einer Adoption dächten. Schmieds fühlen sich aufgefordert, entgegen dem ‚Egoismus- und Konsumtabu' der Vermittlerin gegenüber konkrete Wünsche in Bezug auf ein Kind zu formulieren. Sie geraten in einen Konflikt, den sie vor dem

---

[61] Auch Kochs und Englers, die ich im nächsten Teil vorstellen werde, bezeichnen ihre Kinder als *„Geschenk"*.

[62] Abhängig vom Herkunftsland des Kindes und der Vermittlungsorganisation können Auslandsadoptionen durch Flugkosten, Übersetzungskosten, Gutachten etc. zwischen 10000 und 20000 Euro kosten. Vgl. http: //www.wunschkinder.net/infosammlung/Adoption#h125-11 oder http: //www.moses-online.de/web/90.

‚Erlernen der Spielregeln' des Adoptionsverfahrens versuchen, mit offensivem Humor zu bewältigen. Wie alle Adoptionsbewerber sehen sich Schmieds in dieser Situation mit einem Paradox konfrontiert, das in der Adoptionssituation begründet ist. Auf der einen Seite wird auch und gerade im Adoptionsverfahren betont, wie wichtig es sei, das Kind in seiner Persönlichkeit zu akzeptieren und fähig zu sein, die eigenen Interessen auf die Bedürfnisse des Kindes abzustimmen. Auf der anderen Seite müssen sich Adoptiveltern zur Prävention sehr intensiv damit beschäftigen, welche Wünsche und Vorstellungen sie in Bezug auf ein Kind haben. Sie sollen bewusst die Vorgeschichte, Merkmale oder Eigenschaften eines Kindes ausschließen, die sie potenziell überfordern würden. Angesichts dieser widersprüchlichen Erwartungen ist es für die Bewerber besonders wichtig, die ‚richtigen Worte' zu finden, wenn es darum geht, ein Kind ‚zu wählen'.

Besonders schwer fällt es den meisten meiner Interviewpartner, ihre Wünsche in Bezug auf das Aussehen eines Kindes in angemessener Weise zu formulieren. Ausnahmslos alle meine Gesprächspartner wünschten sich ein Kind, das nicht durch sein Aussehen von Außenstehenden als Adoptivkind identifiziert werden kann. Ein wichtiger Punkt für viele ist dabei der Schutz der Privatsphäre. Frau Förster beispielsweise erklärt:

> Frau Förster: *„[…] Wir sind damit [mit Leons Adoption, S.H.] relativ offen umgegangen und tun es auch jetzt insgesamt immer noch, aber ich möchte nicht, dass man das auf zehn Kilometer sieht. Also, hier in der Nachbarschaft zum Beispiel, weiß es niemand. Und ob das mal später anders ist, das wird Leon selbst entscheiden. Aber ich will nicht, dass man es gleich sieht, das will ich nicht."* (I-Förster_1)

Die Vorstellung von Unbekannten in der Öffentlichkeit als offensichtliche Adoptivfamilie beobachtet zu werden, empfindet Frau Förster als Belastung und als Faktor, der den Sonderstatus ihres Sohnes als Adoptivkind verstärken würde. Außerdem geht es ihr darum, die Kontrolle über intime Informationen zu bewahren. Denn als Teil der Familienbildung gehört die Adoption zum Kern dessen, was gesellschaftlich als Privatsphäre anerkannt ist.[63] Ihr Sohn Leon, als die Person, deren Selbstbild nach Ansicht Frau Försters am stärksten von der Adoption betroffen ist, soll später die Möglichkeit haben, selbst zu entscheiden, wer davon erfährt.

Auch die Assoziation eines bestimmten Aussehens mit bestimmten ‚Kulturen' spielt für viele meiner Interviewpartner bei der ‚Wahl' des Adoptivkinds eine Rolle. Sie haben die auch in der Vermittlungsstelle bestätigte Vorstellung, dass Adoptivkinder sich mit großer Wahrscheinlichkeit für die Gruppen interessieren würden, denen sie ähnlich sähen. Damit käme auch auf die Adoptiveltern eine Notwendigkeit zu, die viele meiner Interviewpartner vor allem in Bezug auf den außereuropäischen Raum nicht leisten können oder wollen: Auf Grund der Nähe zu ihrem Kind müssten sie sich mit dem Herkunftsland bzw. ‚der' Kultur, Ethnie und/oder Religion der jeweiligen, mit ihrem Kind assoziierten Gruppe, auseinandersetzen und bis zu einem gewissen Grad identifizieren. Gerade dieser Aspekt jedoch, der beispielsweise Schmieds und Försters besonders

[63] Vgl. Einleitung und Fußnote 1.

wichtig ist, setzt sie dem Verdacht aus, rassistisch und diskriminierend gegenüber Minderheiten eingestellt zu sein – ein weiteres Tabu-Thema, das in der Mediendiskussion um Madonnas Adoption aufgegriffen wird. Försters gelingt es schnell, ihrer Vermittlerin deutlich zu machen, dass ihre Ablehnung bestimmter Kinder nicht in rassistischer Diskriminierung begründet sei, sondern in dem Bewusstsein, nicht die den Bedürfnissen des Kindes entsprechende Kenntnis und Begeisterung für dessen Herkunftsland, -kultur, -ethnie oder -religion aufbringen zu können. Schmieds dagegen ringen über mehrere Vermittlungsgespräche hinweg um die ‚richtigen' Worte bei der Formulierung ihrer Beweggründe. Herr Schmied erklärt, auf manche Fragen der Vermittlerin in Bezug auf ein potenzielles Adoptivkind, hätten er und seine Frau nur aus einem bloßen *„Bauchgefühl"* (I-Schmied_2) heraus antworten können, ohne dass sie eine Begründung dafür gehabt hätten. Durch ihre wiederholten Nachfragen zwingt die Vermittlerin sie jedoch immer wieder, ihr *„Gefühl"* (I-Schmied_2) zu reflektieren und in einem Sprachmodus zu begründen, der dem Vermittlungskontext ‚angemessen' ist. Im Adoptionsvorbereitungskurs, an dem Schmieds teilnehmen, werden auch Motivationen, ein Kind zu adoptieren thematisiert. Anhand dieser Diskussion wird Schmieds deutlich, dass es negative, egoistische Beweggründe gebe ein Kind zu adoptieren, und positive, die die bedürfnisgerechte Förderung des Kindes mit dem Wunsch nach Bereicherung des eigenen Lebens verbänden. Als Ergebnis dieses Reflexionsprozesses müssen sich Schmieds eingestehen, dass ihr Wunsch, durch ein Kind eine *„vollständige Familie bilden [zu] können"* (I-Schmied_2) egoistisch sei. Wenn man es genau nehme, so Schmieds, seien alle ihre Beweggründe für eine Adoption egoistisch. Die Erkenntnis der eigenen Egoismen wiederum veranlasst Schmieds, den Wunsch nach Kindern durch ‚positive' Gründe zu legitimieren. Schmieds erklären, ihnen sei es *„einfach wichtig"* ein *„Kind großziehen und unterstützen [zu] können"* (I-Schmied_2), ihm *„Erfahrungen weiter[zu]reichen"* und *„Liebe [zu] geben"* (I-Schmied_1). Sensibilisiert im Rahmen des Eignungsverfahrens denken und argumentieren auch sie in der ‚Bildsprache der Gabe'.

Diese bewusste Reflexion über positive und negative Adoptionsgründe ist es schließlich, die Schmieds hilft, ‚angemessene' Argumente für ihre Ablehnung eines Kindes zu formulieren, dem man eine süd- oder außereuropäische Herkunft deutlich ansieht. Sie erklären, dass sie in ihrem Wohnumfeld Angst vor diskriminierenden Reaktionen einem ‚ausländisch' aussehenden Kind gegenüber hätten. Sie seien sich nicht sicher, das Kind in solchen Situationen schützen und ausreichend unterstützen zu können. Auch glaubten sie nicht, einem solchen Kind einen so positiven Bezug zu seiner Herkunft vermitteln zu können, dass es genug Selbstsicherheit entwickeln werde, dass es sich in ihrem Wohnumfeld gegen rassistische Diskriminierungen ausreichend abgrenzen und durchsetzen könne. Diese Argumentation ist es schließlich, die ihre Vermittlerin zufrieden zu stellen scheint.

Da die ‚Wahl' eines bestimmten Adoptivkindes aus Sicht der Vermittlungsstelle nur für die *Prävention* zum *Wohle des Kindes* notwendig und durch sie legitimierbar ist, müssen die Adoptionsbewerber – intuitiv oder in einem Lernprozess – überzeugend darstellen, dass auch sie sich in ihrer Entscheidung für oder gegen ein bestimmtes Kind nicht nur von persönlichen Präferenzen leiten lassen, sondern auch im Interesse des Kindes denken. Der Sprachmodus über das Kind ist dabei von großer Bedeutung. Durch eine bewusste Abgrenzung von einer ‚Konsumentenhaltung' und einem Vokabular, das mit Warenkonsum assoziiert wird, machen die Adoptionsbewerber deutlich, das sie die ‚erforderliche' Wahl eines Adoptivkindes als das verstehen, was sie nach Ansicht der Vermittlungsstelle sein muss: Eine realistische und selbstreflektierte Einschätzung der eigenen Kapazitäten aus der Motivation heraus, den Bedürfnissen des Adoptivkinds gerecht zu werden.
Der Konflikt zwischen einem egoistischen Wunsch nach Kindern, um die eigenen Träume zu erfüllen, und dem – von allen meinen Interviewpartnern – verinnerlichten Ideal, altruistisch für das Wohl des Kindes zu sorgen, betrifft nicht nur (angehende) Adoptiveltern. Durch die im Interesse der Prävention geschaffene Möglichkeit und Notwendigkeit der ‚Wahl' eines Kindes, müssen sich Adoptionsbewerber jedoch besonders intensiv mit diesem Paradox auseinandersetzen.[64]

3.5 Standardisierung von Elternschaft

Durch die Adoptionsgesetzgebung, vor allem aber durch die – auf aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Kindeswohl beruhenden – *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* werden Normen geschaffen, die Adoptionsbewerber erfüllen müssen. Der Ausschluss von Bewerbern, die für ungeeignet erachtet werden und der bei den Bewerbern im Adoptionsverfahren ausgelöste Entwicklungsprozess, soll Adoptivkindern einen guten ‚Familienstandard' gewährleisten. Adoptivkinder sollen in Familienkonstellationen vermittelt werden, die ihrer Entwicklung besonders förderlich sind. Die Standards, an denen Adoptiveltern gemessen werden, gelten zum größten Teil auch für Eltern leiblicher Kinder, wie ich im Kapitel zum Kindeswohl gezeigt habe. Die im Adoptionsverfahren gegebene Möglichkeit der Auswahl geeigneter Eltern und deren ‚Qualifizierung' durch die Auseinandersetzung mit Themen, die für erziehungsrelevant erachtet werden, ermöglicht jedoch eine staatlich initiierte Form der Standardisierung von Elternschaft: Um eine

[64] Die Aufforderung zur Prävention besteht im Schwangerschaftskontext ebenso wie im Kontext des Adoptionsverfahrens. Prävention im Adoptionsverfahren berücksichtigt jedoch die Biographie und das zukünftige soziale Umfeld eines konkreten Adoptivkindes, Prävention in der Schwangerschaft wird m.E. dagegen eher medizinisch betrieben und besteht darin, Behinderungen und Krankheiten beispielsweise durch Verzicht auf Alkohol oder, im Falle schon diagnostizierter Behinderungen, durch einen Schwangerschaftsabbruch, zu vermeiden. Spekulativ (da mir seine Einstellung nur mittelbar bekannt ist) ließe sich die Reaktion des von Schmieds konsultierten Kinderarztes (Kapitel 3.1) als ‚medizinische' Präventionsvorstellung interpretieren. Der Kinderarzt überträgt somit eine im Schwangerschaftskontext als legitim geltende Präventionsvorstellung auf die Adoptionssituation, in der die Betonung des *Kindeswohls* ein solches Verständnis von Prävention verbietet. (Vgl. bezüglich präventiver Maßnahmen im Schwangerschaftskontext Beck-Gernsheim 2002, Graumann 2003 und Helfferich 2003; bezüglich der Stellung des Kindeswohls in Reproduktionsmedizin und Adoption vgl. Kapitel 2.1.6)

Vergleichbarkeit unter den Adoptionsbewerbern herzustellen wird – wie im Kapitel über die Vorbedingungen der Adoption beschrieben – ein durch den Fragebogen und festgelegte Gesprächsthemen bis zu einem gewissen Grad vereinheitlichtes Eignungsverfahren durchgeführt. ‚Eignungsrelevante Faktoren', wie Altersgrenzen, psychische und physische Gesundheit, bestimmte erforderliche Charaktereigenschaften etc., die bei allen Bewerbern abgefragt werden, ermöglichen es, für ungeeignet erachtete Bewerber auszuschließen und Adoptivelternschaft so bis zu einem gewissen Grad zu *standardisieren*. In Anlehnung an Elizabeth Dunn lässt sich feststellen, dass die von der BAGLJÄ festgelegten ‚Familien-Standards' Adoptivelternschaft deswegen beeinflussen können, weil sie es ermöglichen, Individuen (den Bewerbern) die ausformulierten Normen zu vermitteln.[65] Zwar können und sollen Adoptionsbewerber nicht genötigt werden, durch Buchführung und regelmäßige ‚Persönlichkeits-Proben' einen ‚gleich bleibenden' Standard ihrer Erziehungsfähigkeit unter Beweis zu stellen, wie es die bei Elizabeth Dunn beschriebenen *audits*[66] für Fleischproduktionsfirmen tun. Außerhalb der Verfahrensgespräche sind Adoptionsbewerber frei von Kontrollen durch die Vermittlungsstelle, aber festgelegte Ausschlusskriterien bezüglich für ungeeignet erachteter Adoptionsbewerber sorgen für ein bis zu einem gewissen Grad *normiertes* Adoptivelternprofil. Dazu gehören auch verfahrensbedingte Selektionsmechanismen, wie beispielsweise die Durchhaltevermögen erfordernde Wartezeit. Ebenso entscheidende Voraussetzungen sind das Erfordernis der Bereitschaft zur Offenheit und Selbstreflexion vor der Adoptionsvermittlerin oder die Fähigkeit des Paares, die eigenen Beweggründe für die Adoption in einer für die Vermittlungsstelle angemessenen Form schriftlich und mündlich zu artikulieren.

Die Sensibilisierung für adoptionsspezifische Problematiken und die Darstellung bestimmter Bedürfnisse von Adoptivkindern erzeugen bei meinen Interviewpartnern ein Verständnis für die von Adoptiveltern geforderten Standards. Dadurch akzeptieren und verinnerlichen sie die Ansprüche an Adoptiveltern, die in den von der BAGLJÄ und den Vermittlern aufgestellten Standards impliziert sind. Dies bedeutet nicht, dass Adoptionsbewerber bzw. Adoptiveltern alle von Vermittlern aufgestellten Normen und Verhaltensregeln für gut erachten oder befolgen. Bei meinen Interviewpartnern habe ich jedoch zumindest einen Grundkonsens bezüglich des Bildes der

---

[65] Die Original-Formulierung Elizabeth Dunns lautet: "*Standards work to shape economies because they are able to drive new norms down to the level of the individual.*" (Dunn 2005: 183). Zwar untersucht die Anthropologin Elizabeth Dunn ein gänzlich anderes Feld als ich – die Veränderung polnischer Schweinefarmen im Zuge der Eingliederung Polens in die EU – ihre Erkenntnisse über Standardisierungsprozesse im Allgemeinen lassen sich jedoch mit Einschränkungen auch auf die Entwicklung angehender Adoptiveltern übertragen, wie ich im Folgenden ausführe.

[66] *Audit*s (von lat."Anhörung") sind von Zeit zu Zeit durchgeführte Untersuchungen, mit Hilfe derer die Erfüllung von Anforderungen und Richtlinien bei Prozessabläufen in Firmen oder in Unternehmen überprüft werden. Die Standardisierung von Prozessabläufen bedeutet eine große Erleichterung bei diesen Überprüfungen. Die von Elizabeth Dunn untersuchten Fleischproduktionsfirmen sind beispielsweise verpflichtet, die einzelnen standardisierten Produktionsschritte in ‚Produktionslogbüchern' zu dokumentieren. Anhand dieser Logbücher kann auch nachträglich während der *audits* festgestellt werden, ob alle Richtlinien erfüllt wurden. (Vgl. Dunn 2005: 185f.) Audits werden inzwischen in den meisten großen Firmen und Unternehmen eingesetzt und gern als Qualitätsgaranten angeführt, wie beispielsweise in den Internetauftritten von BASF, Roche, Beyer, Schering u.v.a.

Bedürfnisse von Kindern allgemein und Adoptivkindern im Besonderen und sich daraus ergebenden Elternpflichten feststellen können. Der Wunsch nach einem harmonischen Familienleben, das durch dauerhaft unzufriedene oder unglückliche Kinder unmöglich gemacht würde, führt dazu, dass (angehende) Adoptiveltern – auch ohne *audits* – versuchen, den im Adoptionsverfahren vermittelten Bedürfnissen des Kindes gerecht zu werden. Das Adoptionsverfahren etabliert also eine Form der *Gouvernementalität* im Sinne Foucaults, indem es durch die Auferlegung aber auch Einvernehmen erzeugende Vermittlung von Normen einen *Subjektivierungsprozess*[67] bei den Adoptionsbewerbern auslöst:

> *„Regierung [Gouvernementalität, S.H.] im Sinne Foucaults bezieht sich […] vor allem auf ihre ‚(Selbst)Produktion', oder genauer: auf die Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können. Sie operiert nicht ausschließlich und notwendig über explizite oder implizite Verbote von Handlungsoptionen, sondern auch und gerade durch ihre Macht, Subjekte zu einem bestimmten Handeln zu bewegen: ‚Sie ist ein Ensemble von Handlungen in Hinsicht auf mögliche Handlungen; Sie operiert auf dem Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat: sie stachelt an, gibt ein, lenkt ab, erleichtert oder erschwert, erweitert oder begrenzt, macht mehr oder weniger wahrscheinlich; im Grenzfall nötigt oder verhindert sie vollständig; aber stets handelt es sich um eine Weise des Einwirkens auf ein oder mehrere handelnde Subjekte, und dies, sofern sie handeln oder zum Handeln fähig sind. Ein Handeln auf Handlungen.' (Foucault 1987: 255) […]"* (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 29f.)

Präventiv-Denken spielt in diesem *Subjektivierungsprozess* eine zentrale Rolle, denn gerade die Angst vor dem Scheitern der Adoption ist es, die Adoptionsbewerber und Adoptiveltern ‚aktiviert' (Vgl. Bröckling 2004: 214), die sie immer wieder dazu bringt, sich selbst und ihre Motivation zur Adoption zu hinterfragen. Die im Fall Lerchs herausgearbeitete Sorge, sich an ein Kind zu binden, dessen Bedürfnisse die Umsetzung der eigenen Vorstellungen zur Lebensgestaltung nicht zulassen, führt zu einer ständigen Selbstprüfung der eigenen Grenzen und Wünsche. Auch gegenüber den Vermittlern führt die Angst vor dem ‚falschen Kind' zu offenen Eingeständnissen der eigenen Schwächen und verhindert realitätsferne Selbstdarstellungen als ‚Hochleistungs-Eltern'. Gleichzeitig erklären mehrere meiner Interviewpartner wie Herr Förster, dem Adoptivkind gegenüber eine besondere Verantwortung zu spüren, weil sie ihren Kinderwunsch durch das Adoptionsverfahren intensiv reflektieren- und sich vor ihrer Vermittlerin als über alle Zweifel erhabene, ‚gute' potenzielle Eltern präsentieren mussten, um überhaupt ein Kind vermittelt zu bekommen. Soweit nicht schon vorher vorhanden, hinterlässt das Adoptionsverfahren bei meinen Interviewpartnern ein starkes Bewusstsein dafür, durch bedürfnisgerechtes Verhalten die Entwicklung des Kindes positiv beeinflussen zu können bzw. zu müssen. Wenn sie, wie Försters, über die

[67] Unter *Subjektivierung* im Sinne Foucaults verstehe ich im Kontext meiner Arbeit einen durch *Gouvernementalität* ausgelösten Prozess, bei dem das Individuum von einem, äußeren Reglementierungen unterworfenen, Objekt, zu einem eigenständigen Subjekt wird, das die diesen Regeln zugrunde liegenden Normen so weit verinnerlicht hat, dass es aus eigenem Antrieb danach handelt. *Gouvernementalität* oder *Regierung* ist, wie im obenstehenden Zitat angeführt, die Förderung von Selbsttechnologien (Formen der *Selbstregierung*), die zur Verinnerlichung von Normen führen, die den Regierungszielen entsprechen. Der Begriff *Regierung* ist dabei nicht ausschließlich im politischen Sinn zu verstehen, sondern bezieht sich auf alle Bereiche gesellschaftlichen Lebens, in denen *„Apparate, Verfahren, Institutionen, Rechtsformen etc. […] es erlauben sollen, die Objekte und Subjekte einer politischen Rationalität entsprechend zu regieren"*. (Lemke 2000: 31, 33; vgl. auch Braun 2000: 20, Brand 2004: 112)

beste Möglichkeit der Heranführung ihres Kindes an das Adoptionsthema nachdenken, dann handeln sie aus eigenem Antrieb und in der eigenverantwortlichen *„Selbstsorge“* ‚aktivierter' Bürger (Bröckling 2004: 214).

4. Normalisierungsprozesse im Adoptionsalltag

In diesem Kapitel untersuche ich, mit welchen, teils in der Zeit des Adoptionsverfahrens an sie herangetragenen, teils im Zusammenleben mit dem Kind entstehenden und teils durch Reaktionen des sozialen Umfelds ausgelösten Konflikten sich die von mir interviewten Adoptiveltern auseinandersetzen. Durch die Sensibilisierung für die Bedürfnisse von Adoptivkindern und durch von Vorannahmen über Adoptivkinder beeinflusste Reaktionen ihres sozialen Umfelds auf ihre Familie befinden sich Adoptivfamilien in einer *„Sondersituation"* (I-Senat_2), die psychologisch als belastend empfunden wird. Eine Situation, auf die Adoptiveltern ausgleichend reagieren müssen. Die Herstellung von *Normalität* im Alltag spielt dabei eine zentrale Rolle. Am Beispiel von drei Adoptivelternpaaren[68] werde ich unterschiedliche *Praxen* der *Normalisierung*[69] herausarbeiten, die es meinen Interviewpartnern ermöglichen, Selbstsicherheit als Eltern und Gelassenheit im Umgang mit ihren Kindern zu entwickeln.

4.1 Englers – Abgrenzung I

Herr und Frau Engler sind beide Anfang 40. Herr Engler arbeitet in einem Wirtschaftswissenschaftsinstitut, Frau Engler war in einer Werbeforschungsagentur tätig, bis Englers ihre damals erst wenige Tage alte Adoptivtochter vermittelt bekamen. Die Interviews mit Englers finden bei Kaffee und Kuchen in Anwesenheit ihrer inzwischen einjährigen Adoptivtochter Dorothee statt, die mit Kleinkindgebrabbel und Versuchen, mit allem, was in ihre Reichweite kommt zu spielen, immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die vor Stolz über ihre Tochter strahlenden Englers erklären selbstironisch, dass Dorothee gerade an einem Buch über *„dressierte Eltern"* (I-Engler_1) schreibe. Wann Frau Engler wieder anfangen wird zu arbeiten, will sie ganz von ihrer Tochter abhängig machen, sie selbst setze sich in dieser Beziehung nicht unter Druck. Sie habe zuvor viel Zeit gehabt, sich beruflich zu verwirklichen und da sie sehr lange auf ein Kind gewartet habe, falle es ihr nicht schwer, die nächsten Jahre dem Kind zu widmen und dann in Ruhe weiterzusehen, welche beruflichen Möglichkeiten sich für sie ergäben. Die Entscheidung für eine

---

[68] Wie im dritten Teil habe ich auch in diesem Teil die vorgestellten Adoptivelternpaare ausgewählt, weil sich an ihrem Beispiel Problematiken und *Normalisierungspraxen*, die viele meiner Gesprächspartner aus Interviews und der Adoptionsselbsthilfegruppe betreffen, besonders gut herausarbeiten lassen. Auch in diesem Teil meiner Arbeit ist die Darstellung der jeweiligen Paare aus der Vielfalt der von ihnen angesprochenen Themen auf die von mir untersuchten Aspekte fokussiert.

[69] *Normal* bzw. *Normalität* bezeichnet zum einen Regelgerechtheit, also eine Entsprechung bzw. Erfüllung von *Normen*. Zum anderen bezeichnet sie Regelmäßigkeit, also das, was die Mehrheit bzw. der Durchschnitt tut, denkt, lebt usw. *Normalität* hat demzufolge eine präskriptive und eine deskriptive Dimension. (Vgl. Waldschmidt 2004: 190f.) *Normalisierung* verstehe ich als einen durch *Normalisierungspraxen* ermöglichten Prozess der Einordnung und Ausrichtung bzw. Anpassung an etwas, das als gesellschaftliche *Normalität* verstanden wird. *Praxen der Normalisierung* sind beeinflusst von individuellen Handlungen und Denkprozessen, dem sozialen Umfeld und Fachwissensdiskursen (Vgl. Cussins 1998: 67; Amelang et al. o.J.: 4). Im Kapitel 4.4 werde ich auf den Begriff der *Normalisierung* genauer eingehen.

Adoption nach einer erfolglosen medizinischen Kinderwunschbehandlung fiel Englers nach eigenen Aussagen leicht. Durch ihren kinderreichen Freundeskreis hätten sie im Alltag viel mit Kindern zu tun gehabt, auch mit Adoptiv- und Pflegekindern. Vor allem bei ihren vier Patenkindern hätten sie festgestellt, wie schnell sich intensive Beziehungen zu Kindern ausbildeten, auch wenn es nicht leibliche Kinder seien.

Das Adoptionsverfahren erleben Englers nach eigenen Aussagen als kaum belastend. Vor dem ersten Vermittlungsgespräch informieren sie sich durch Adoptionsratgeber[70] darüber, welche Fragen sie im Verfahren erwarten. Insofern sind sie auch von den Gesprächsinhalten des Eignungsverfahrens nicht überrascht. Sie erinnern sich, die Gesprächstermine mit ihrer Vermittlerin immer sehr zuversichtlich verlassen zu haben. Nach einem einjährigen Eignungsverfahren besuchen Englers in der folgenden anderthalbjährigen Wartezeit mehrere Adoptionsvorbereitungskurse um, wie sie sagen, *„thematisch* [an der Adoption, S.H.] *dran zu bleiben"* (I-Engler_2). Den Austausch mit erfahrenen Adoptiveltern in den Adoptionsvorbereitungskursen und die Informationen, die sie im Adoptionsverfahren und durch die Ratgeber erhalten, empfinden Englers als hilfreich. Dennoch äußern sie sich sehr kritisch über die übertriebene Problemzentriertheit des Adoptionsdiskurses, durch den die Adoption zur Erklärung für alle Konflikte und Schwierigkeiten von Adoptivkindern gemacht werde. Auch in den Medien, so nehmen es Englers wahr, würde der Umstand einer Adoption häufig als Erklärung für eine gescheiterte Existenz angeführt. Selbst gesundheitliche Probleme würden einfach auf die Adoption zurückgeführt. Als Dorothee beispielsweise in den ersten Lebenswochen nicht genug zunahm, hätten Hebamme und Arzt sofort vermutet, dass das Kind sich noch nicht an die neuen Eltern gewöhnt habe und aus Kummer nicht trinke. Später stellte sich heraus, dass Dorothee unter einem Virus litt, der ihre Verdauung behinderte. Als Adoptivmutter, so Frau Engler, werde man mit vielen Sachen belastet, die leibliche Mütter nicht zu hören bekämen:

> Frau Engler: „*Das ist wirklich so, dass ich das ganz oft gehört habe, wenn man mit einem Adoptivkind auftaucht, gerade mit so einem kleinen, dass man immer wieder zu hören kriegt: ‚Oh, oh, oh, da müssen Sie aber gucken, dass da auch die Nähe entsteht, die nötig ist. Sie wissen ja, viel Körperkontakt und Haut auf Haut und so.' Also, da wird wirklich auch ein Problembewusstsein geschaffen, das ich nicht hatte. Ich hatte nie das Gefühl, dass wir da eine größere… Ich kann es nicht beurteilen, ich hatte ja nie eigene Kinder, aber, dass es da eine Distanz gab. . . Natürlich, man hat sowieso das Bedürfnis, mit seinem Kind zu schmusen und es bei sich zu haben, aber man wird da auch in so Sachen reingetrieben… Dann hieß es immer: ‚Legen Sie sich das Kind auf den Bauch…' Habe ich gemacht. Die fand das so blöd! Das war jedes Mal ein riesiger Zirkus. Dann lag die auf meinem Bauch und brüllte los weil ihr das wohl alles zu hart war oder was. Und ich meine, auf so einen Quatsch kommt man doch nicht, wenn man in Ruhe gelassen wird!"* (I-Engler_1)

In diesem Fall ist es das medizinische Personal, das von einer besonderen Problemlage beim Adoptivkind ausgeht. Dieser Perspektive zufolge fehlt zwischen Adoptivmutter und Adoptivkind das ‚unauslöschliche Band', das zwischen Mutter und Kind während der Schwangerschaft ent-

[70] Sie geben die Informationsbroschüre der Landesjugendämter Berlin und Brandenburg an sowie den Adoptionsratgeber der Psychologin Irmela Wieman (Wiemann 1994).

steht (Vgl. Golomb/Geller 1992: 120, Wild 1998: 266, Kapitel 2. 1 dieser Arbeit). Was im 19. Jahrhundert als ‚natürlich' vorausgesetzt wurde, gilt heute durch die pränatale Psychologie als bewiesen. Mit Verweis auf mehrere psychologische Arbeiten erklärt beispielsweise die Diplompädagogin, Still- und Laktationsberaterin und ausgebildete Psychotherapeutin Elizabeth Hormann in der *Deutschen Hebammenzeitschrift*, dass während der Schwangerschaft zwischen Mutter und Kind sowohl eine physiologische als auch eine psychologische Kommunikation stattfinde. Damit das Kind später bindungsfähig sei, sei es wichtig, dass die Mutter während der Schwangerschaft eine bewusste Verbindung zum werdenden Kind aufbaue. (Hormann 2005: 8) Das ‚Fehlen dieses Bandes' bedeutet dieser Position zufolge für das Kind ein Defizit, das seine körperliche und psychische Entwicklung beeinträchtigt. Um eine Ersatzbindung zu schaffen, sollen die Adoptiveltern das Kind so häufig wie möglich nackt auf die eigene nackte Haut legen. Als *Bonding* wird der so ausgelöste Bindungsprozess in der *Deutschen Hebammenzeitschrift* bezeichnet und jungen Adoptiveltern von zahlreichen Autorinnen dringend angeraten.[71] Auch in der empfohlenen Adoptionsliteratur und im Adoptionsvorbereitungskurs, so Englers, sei immer wieder betont worden, dass sie bewusst und so häufig wie möglich Körperkontakt zum Kind suchen sollten. Da Englers dem vorgebrachten medizinischen und psychologischen Fachwissen keine Erfahrungen mit eigenen, leiblichen Kindern entgegenzusetzen haben, befolgen sie die Ratschläge zunächst. Nachdem sie jedoch die Erfahrung machen, dass Dorothee sich offensichtlich unwohl in diesen Situationen fühlt, brechen sie das ‚Sonderprogramm' ab. Englers stellen wiederholt fest, dass es *„ganz natürlich"* (I-Engler_2) sei, Körperkontakt zu einem kleinen Kind zu suchen, das geschehe ganz automatisch. ‚Natürliche Situationen' ‚zwanghaft' zu imitieren, z. B. um dem Kind das Gefühl einer Brustfütterung zu verschaffen[72], oder eine vermeintlich fehlende Nähe durch bewussten Hautkontakt herzustellen, empfinden sie dagegen als *„zu künstlich"* (I-Engler_1):

> Herr Engler: *„Das Kind bekommt soviel Körperkontakt wie alle anderen Kinder auch und da muss ich das Kind jetzt nicht einmal die Woche nackt ausziehen und mit dem nackig durch die Gegend laufen."* (I-Engler_1)

Englers ärgern sich über Ratschläge, die ihnen und dem Kind zu einer vermeintlich fehlenden Bindung aneinander verhelfen sollen. Gerade vor dem Hintergrund der Forderung, Adoptivfamilien und die eigene Adoptivelternschaft im Interesse des Kindes nicht als etwas Defizitäres zu verstehen, empfinden sie die Einmischung von außen als hinderlich. Durch Ratschläge, die sie

---

[71] In der speziell dem Thema Adoption gewidmeten Ausgabe der *Deutschen Hebammenzeitschrift* vom November 2005 wird beispielsweise gleich in vier Artikeln von als Diplompädagoginnen, Krankenschwestern, Still- und Laktationsberaterinnen (ausgewiesen als qualifizierte „International Board Certified Lactation Consultant/ IBCLC) und/oder Psychotherapeutinnen qualifizierten Autorinnen auf die wichtige Funktion des *Bondings* hingewiesen. Vgl. Guoth-Gumberger 2005, Hormann 2005/ 2005a, Kloster 2005.

[72] Das *Brusternährungsset (BES)* besteht aus einem Beutel mit Schlauchkonstruktion, in den die Nahrung des Kindes eingefüllt wird. Beim Füttern wird dem Kind die Brust der Adoptivmutter zusammen mit einem kleinen Verbindungschlauch gegeben, der mit dem Beutel verbunden ist, in dem sich die eigentliche Nahrung befindet. Das Kind soll auf diese Weise das Gefühl bekommen, an der warmen, mütterlichen Brust gesäugt zu werden. (Vgl. Guoth-Gumberger 2005)

auffordern sich mit ihrem Kind in Situationen zu bringen, die sie als ‚unnatürlich' empfinden, fühlen sie sich in ihrer Elternkompetenz bevormundet.

Als Widerspruch zur Empfehlung aktiven *Bondings* im fachwissenschaftlichen Diskurs nehmen Englers die im Verlauf des Adoptionsverfahrens häufig gehörte Aufforderung an Adoptiveltern wahr, sich die ‚Fremdheit' des Kindes bewusst zu machen:

> Frau Engler: *„Es gibt da so eine Art von Problembewusstsein, das mir persönlich immer so ein bisschen an den Haaren herbeigezogen vorkam. Auch in diesen Gruppen [Adoptionsvorbereitungskursen, S.H.]: ‚Wir müssen uns klar machen, es ist nicht unser Kind.' Wieso ist es nicht unser Kind? Das ist mir dann zu theoretisch, weiß ich auch nicht, was die wollen. Natürlich wird man irgendwann mal dieser Situation gegenüber stehen sich klarmachen zu müssen, das auch mal von dem Kind zu hören, das glaube ich gern. Aber von vornherein mit so einer künstlichen Distanz oder so was… Solche Sachen fand ich immer schwierig. Dann war es sehr erfrischend Leute zu treffen, die es wirklich getan hatten und die hatten auch konkrete Probleme oder Geschichten. Ob die natürlich aus der Adoption selbst kamen…?"* (I-Engler_1)

Wie in den vorangegangenen Kapiteln herausgearbeitet, geht es den Vermittlungsstellen und den Adoptionsvorbereitungskursen darum, dass zukünftige Adoptiveltern ihr Kind in seiner Persönlichkeit, mit seiner biographischen Geschichte und seiner Herkunft akzeptieren. Auch Englers sind davon überzeugt, dass es nicht gut sei, wenn es Eltern darum gehe, sich in ihrem Kind wiederzuerkennen bzw. wenn Eltern die Erwartung hätten, ihr Kind müsse ihre Träume und Talente ausleben. Allerdings, so Englers, gelte das für Eltern von Adoptivkindern genauso wie für Eltern leiblicher Kinder. Es ist nicht die Aufforderung sich bewusst zu machen, dass Dorothee auch leibliche Eltern hat, die Ärger bei Englers auslöst. Englers erzählen, dass sie bereit gewesen wären, Dorothees Mutter kennen zu lernen, diese habe aber bisher jeden Kontakt abgelehnt. Mehrfach äußern sie in den Interviews die Ansicht, dass die leibliche Familie für ihre Tochter sicher eine Rolle spielen werde, sobald sie älter sei. Sie halten es auch für wahrscheinlich, dass ihre Tochter ihnen irgendwann im Streit sagen werde, ‚dass sie nicht ihre Eltern' seien. Darauf müssten sie gefasst sein und dem müssten sie etwas entgegenzusetzen haben, denn *„eine bessere Waffe"* (I-Engler_1), so Frau Engler, könne ein Kind nicht gegen seine Eltern in die Hand bekommen. Darum sei es auch wichtig, dem Kind ein positives Verhältnis zur Adoption zu vermitteln. Wie Försters denken Englers schon jetzt darüber nach, mit welchen Bilderbüchern oder Kindergeschichten sie Dorothee in nächster Zeit an das Thema heranführen können, ohne ihr das Gefühl zu vermitteln, nicht wie andere Kinder und damit ‚unnormal' zu sein. Auch Berichte anderer Adoptiveltern über deren positive und negative Erfahrungen empfinden Englers in diesem Zusammenhang als hilfreich. Was Englers jedoch befremdet ist die Forderung, Dorothee nicht als ‚ihr Kind' zu betrachten. Für sie kommt dies der Aufforderung gleich, sich vom Kind zu distanzieren und sich ihr gegenüber befangener zu verhalten, als sie es mit einem leiblichen Kind tun würden. Wenn Dorothee nicht ‚ihr Kind' ist, so meines Erachtens die naheliegende Schlussfolge-

rung, dann sind sie auch nicht Dorothees ‚richtige Eltern'[73] und können ihr nicht mit der Selbstverständlichkeit ‚richtiger Eltern' geben, was sie braucht.[74]

Rückblickend erklären Englers, dass ihnen die Fokussierung des Adoptionsverfahrens auf Probleme von Adoptivkindern als übertrieben erschien. Wenn man sich für eine Adoption entscheide, sei es zwar wichtig zu erfahren, welche Probleme möglicherweise auf einen zukommen könnten, wie im Zusammenhang mit den Erfahrungsberichten anderer Adoptiveltern äußern Englers jedoch Zweifel daran, ob und inwieweit potenzielle Eltern-Kind Konflikte immer der Adoption geschuldet sein müssten:

> Frau Engler: *„Die* [Vermittlerin, S.H.] *erzählte, von Frauen vor allen Dingen, die auf einmal ein Kind hatten, das ihnen überhaupt nicht ähnelte. Wo die Frau eher in sich gekehrt und belesen war und dann hatte die auf einmal so einen kleinen Wildfang, der alles andere wollte, als Bücher gucken, und dass die da ganz schlecht mit umgehen konnten. Also, solche Sachen werden einem da geschildert, um einem das wahrscheinlich zu verdeutlichen, dass das passieren kann. Aber ich glaube, dass das auch ein Phänomen ist, das man erfährt, wenn man selber ein Kind bekommt. Das muss ja nicht ausgerechnet… Das kann ja auch auf Opa kommen und… Da erlebt man eh sein blaues Wunder!"* (I-Engler_2)

Um sich selbst vor Enttäuschungen zu schützen, so Frau Engler, habe sie immer versucht sich klar zu machen, dass sie ein Kind vermittelt bekommen könnte, das die ganze Zeit schreie, und dass ihr mit einem leiblichen Kind das gleiche hätte passieren können. Die im Adoptionsverfahren angesprochenen potenziellen Probleme mit Adoptivkindern, so lässt sich aus Frau Englers Aussagen resümieren, sind nicht zwangsläufig adoptionsspezifisch. Auch leibliche Kinder können sich charakterlich und physisch von ihren Eltern unterscheiden. Wie ein Kind sich entwickle, sei nie vorauszusehen.

Im Rahmen der präventiven Sensibilisierung von zukünftigen Adoptiveltern werden Englers mit einer Reihe potenzieller Probleme und Bedürfnisse von Adoptivkindern konfrontiert. Ihren Aussagen lässt sich entnehmen, dass eine solche Darstellung zumindest in ihrer Wahrnehmung suggeriert, dass Adoption als ‚defizitäre Familienform', keine ‚vollwertige' Elternschaft ermöglicht: Zwischen Adoptiveltern und Kindern besteht durch das Fehlen der Schwangerschaft keine schon ‚vorgeburtlich entstandene Bindung', sie können sich im Umgang mit dem adoptierten Säugling nicht auf ihre ‚elterliche Intuition' (Vgl. Fußnote 74) verlassen, sondern müssen die Eltern-Kind-Beziehung durch aktives *Bonding* bewusst ‚erarbeiten'. Adoptiveltern kümmern sich nicht um ‚ihre' Kinder, sondern um die Kinder anderer Eltern, die sie neben sich tolerieren müssen. Adoptivkinder sind genetisch nicht mit ihren Adoptiveltern verwandt und könnten sich darum charakterlich anders entwickeln, als von den Adoptiveltern erhofft. Frau Englers eigene Erklärung für Unterschiede zwischen Kindern und deren leiblichen Eltern (das Kind könnte nach Opa kommen)

---

[73] Auf das Vokabular in Bezug auf die Eltern von Adoptivkindern werde ich am Beispiel Borcherts im Kapitel 4.3 genauer eingehen.

[74] Beispielsweise Leger 2005, Börger 2004, *Eltern* 2/2005, *Apothekenmagazin* 10/2005 ermutigen Eltern, sich bei der Erziehung und Versorgung ihrer Kinder auf die eigene Intuition zu verlassen.

verweist auf ein weiteres, durch ein ‚biologisiertes' gesellschaftliches Verwandtschaftsverständnis[75] in Adoptivfamilien vermutetes Defizit: Die Adoptivfamilie verfügt nicht über das verbindende Element der biologischen Verwandtschaft. Während die von den Eltern abweichenden Eigenschaften eines Kindes in der Adoptivfamilie schnell als ‚Fremdkörper' und Bedrohung für das familiäre Zusammengehörigkeitsgefühl wahrgenommen werden, können sie in biologischen Familien als die eines anderen Verwandten ‚identifiziert' und so potenziell als etwas ‚Eigenes' akzeptiert werden.

Als präventive Maßnahme halten Englers die in der Zeit des Adoptionsverfahrens empfangenen Informationen für gut und wichtig. Im familiären Alltag empfinden sie sie jedoch als hinderlich und kontraproduktiv, da sie zu einem *Othering*, einer *„Verfremdung"* (Kaschuba 2003: 198), der Adoptivfamilie führen. Dem gegenüber kommen Englers durch den Vergleich mit nicht-adoptierten Kindern und Eltern leiblicher Kinder zu dem Schluss, dass die angesprochenen Punkte durch die Adoptionssituation potenziell verschärft sein könnten, aber nicht adoptionsspezifisch seien. Durch den positiven Vergleich mit biologischen Familien lösen Englers sich vom Angst beladenen Bild der defizitären Adoptivfamilie und gewinnen so das notwendige Vertrauen in die eigenen ‚Elternfähigkeiten' um sich von ihrer Wahrnehmung zufolge ‚unsinnigen' Ratschlägen zu distanzieren. Diese Abgrenzung gegen ein übertriebenes Problembewusstsein ermöglicht es ihnen, ihre Elternrollen in der Selbstverständlichkeit auszufüllen, die für sie ‚normale' Elternschaft beinhaltet. Auch die humorvolle Thematisierung von als negativ empfundenen Adoptionsklischees hilft Englers, die Adoptionssituation und ihre Adoptivelternschaft zu ‚normalisieren'. Als Frau Engler beispielsweise am Ende des zweiten Interviews auf eine gerade von ihr angefertigte Zeichnung blickt, erklärt sie an Dorothee gewandt:

> Frau Engler: *„Guck mal, das hat Mama gemalt. Da kannst du froh sein, vielleicht schlummert in dir Talent, ich hätte dir keins zu vererben."* (I-Engler_2)

Frau Engler thematisiert die fehlende biologische Verbindung zwischen sich und ihrer Tochter und spielt so auf den häufig Angst beladenen und von ihr als negatives Adoptionsklischee empfundenen Topos des ‚fremden Erbes' an. Durch die Umdeutung des sonst als Defizit dargestellten Fehlens von ‚Blutsverwandtschaft' zu einem Vorteil für ihre Tochter, verweist Frau Engler darauf, dass es absurd wäre, Adoptivfamilien allein wegen einer fehlenden biologischen Verwandtschaft zu problematisieren. Sie distanziert sich auf diese Weise von einer ‚Sondersituation', in der sich die Adoptivfamilie im Verhältnis zur ‚normalen' Familie wegen der fehlenden biologischen Verwandtschaft vermeintlich befindet.

Im folgenden Kapitel 4. 2 werde ich am Beispiel der Familie Koch genauer auf die Auseinandersetzung mit der Frage eingehen, welche Relevanz die Adoption im familiären Alltag hat.

---

[75] Vgl. Kapitel 2.1 und 2.3.

4.2 Kochs – Besonderheiten oder Normalität?

Frau Koch ist Anfang 40 und als freiberufliche Restauratorin tätig, Herr Koch ist Mitte 40 und arbeitet als freiberuflicher Bauingenieur. Ihre beiden Adoptivsöhne Paul und Phillip sind heute sechs und vier Jahre alt. Da Kochs sich während des Adoptionsverfahrens sehr gut mit ihrer Adoptionsvermittlerin verstehen, erleben sie das Verfahren in keiner Weise als Belastung – sie seien sogar fast enttäuscht gewesen, dass es nach vier Gesprächen schon vorbei war, erklären sie. Mit ihrer Vermittlerin hätten sie sich immer sehr angeregt unterhalten und es habe ihnen Spaß gemacht, sich Gedanken über sich und ihre Beziehung zu machen. Außerdem habe es sie in ihrem Entschluss zu adoptieren bestärkt, dass sich in den ‚Paartherapie ähnlichen' Gesprächen keine ‚Abgründe' in ihrer Beziehung aufgetan hätten. Beide betonen, dass sie das Adoptionsverfahren nie als Kontrolle oder Übergriff in ihre Verantwortlichkeit empfunden hätten, sondern immer als notwendige Maßnahme, Adoptivkindern nach dem *„Loslösungsprozess"* von der leiblichen Mutter einen weiteren *„Bruch"* zu ersparen (I-Koch_1).

Beide Kinder werden Kochs im Alter von wenigen Tagen vermittelt. Bei der Vermittlung ihres ersten Adoptivsohns Paul haben Kochs einmal die Gelegenheit, sich mit seiner leiblichen Mutter zu treffen, danach hören sie nichts mehr von ihr. Von der Vermittlungsstelle erfahren Kochs, dass Pauls ältere Halbschwester Lena von einer anderen Familie adoptiert wurde. Als Paul ein Jahr alt ist, werden Kochs mit der Adoptivfamilie Lenas bekannt gemacht. Die Vermittlungsstelle will es Paul und Lena erleichtern, Kontakt zueinander zu pflegen, sollten sie später einmal Interesse daran haben. Zwei Jahre danach stellen Kochs einen weiteren Adoptionsantrag und kurze Zeit später kommt Phillip in die Familie. Zu Phillips leiblicher Mutter oder anderen Angehörigen seiner Herkunftsfamilie besteht bisher kein Kontakt.

Die Erziehung teilen sich Kochs von Anfang an gleichberechtigt. Da sie beide freiberuflich tätig seien, hätten sie das Glück, sich die Arbeitszeit sehr flexibel einteilen zu können. Kochs erklären, dass sie ihre Elternrollen als *„reine Mutter"* (I-Koch_1) oder ‚Vollzeitvater' nie mit dem gleichen Elan ausfüllen könnten, wie sie es heute tun. Bei der Arbeit würden sie sich immer auch ein bisschen erholen. Da könnten sie sich auf ihre eigenen Vorhaben konzentrieren und müssten nicht immer auf die *„Erwartungen von zwei kleinen, süßen Rackern"* (I-Koch_1) reagieren. Im Hinblick auf die partnerschaftliche Gleichberechtigung, erklärt Frau Koch, bringe der Umstand der Adoption sehr positive Effekte mit sich:

> Frau Koch: *„Da hat man als Adoptiveltern einen grandiosen Vorteil. Durch dieses Flaschenfüttern kannst du dir auch alles teilen. Von Anfang an. Du kannst die Nächte teilen… das ist etwas, was uns auch mit der Zeit so richtig klar geworden ist: Diese starke Bindung durch die Stillzeit – so sehr ich das befürworte, ich hätte natürlich auch lieber gestillt als mit der Flasche gefüttert – aber das ist offensichtlich so eine starke Bindung, dass dadurch auch in den meisten Familien um uns herum, obwohl das alles offene Leute sind, es immer auf diese klassische Rollenverteilung hinaus läuft, dass die Männer sich schon gleich von Anfang an zurückziehen weil sie ja eh nichts tun können. Die können noch grad mal das Kind anreichen nachts, aber auch das fällt meistens flach. Und damit ist offensichtlich etwas ins Rollen gebracht, das nur ganz schwer, wenn nicht unglaublich viel Wille dahinter steckt,*

noch in eine andere Bahn zu lenken ist. Nach einem Jahr oder wann die Kinder abgestillt werden – sieben, acht Monaten – ist dann offensichtlich schon alles entschieden. Dann läuft das so weiter. Und das finde ich mit dem Flasche füttern genial, dass man das von Anfang an praktizieren kann und die Männer, (zu Herrn Koch) oder du, genauso den Alltag von der ersten Minute an erlebst, wie ich." (I-Koch_1)

Wie Englers erfahren auch Kochs von der Möglichkeit, Adoptivkinder mit Hilfe des sogenannten Brusternährungssystems (BES) (Vgl. Fußnote 72) zu stillen. Beeinflusst von entwicklungspsychologischen Erkenntnissen, die von einem positiven Einfluss des Stillens auf die Beziehungsbildung zwischen Mutter und Kind ausgehen[76], probieren Kochs das BES aus. Die ersten drei Monate stillt Frau Koch Paul auf diese Weise, dann hört sie auf. Bei Phillip habe sie es ganz bleiben lassen, das sei ihr einfach zu kompliziert gewesen. Sie habe nicht das Gefühl, dass ihnen als Familie ohne das Stillen etwas fehlen würde – eine Ansicht, die jedoch in ihrem sozialen Umfeld nicht unangefochten bleibt. Gerade letztens habe eine andere Mutter sich darüber geäußert, dass man durch das Stillen doch *„eine ganz andere Bindung"* (I-Koch_1) zum Kind aufnehme, erzählt Frau Koch im ersten Interview. In solchen Situationen sei sie *„etwas hilflos"* (I-Koch_1), denn sie habe ja nicht den Vergleich mit einer leiblichen Elternschaft. Wie im Falle Englers werden Kochs indirekt als Eltern in Frage gestellt, indem ihnen die Urteilsfähigkeit abgesprochen wird, da sie die Intensität einer Elternschaft mit Schwangerschaft, Geburt und Stillen als Adoptiveltern nicht erleben könnten. Der entwicklungspsychologisch autorisierten Position, dass Schwangerschaft, Geburt und Stillen wichtige physische Voraussetzungen für die Entstehung einer intensiven Mutter-Kind- bzw. Eltern-Kind-Bindung seien[77], können Kochs zunächst nichts entgegensetzen. Dennoch hätten sie die Phasen der Vorbereitung auf ihre Adoptivkinder als eine *„Art mentaler Schwangerschaft"* (E-Mail Koch 6. 2. 2007) erlebt, da sie mit einer intensiven Auseinandersetzung mit sehr grundsätzlichen Fragen des Lebens verbunden gewesen seien. Indem Frau Koch feststellt, dass sie den Unterschied zwischen Stillen und Flasche-Füttern *„aufs Leben gerechnet"* (I-Koch_1) für gering halte, gewinnt sie ihre ‚Mutter-Autorität' zurück. Sie selbst habe die Zeit des Flasche-Fütterns als *„ganz normal empfunden"* (I-Koch_1), erklärt sie. Mehr noch, im obigen Zitat stellt sie fest, dass das Flasche-Füttern ein *„grandiose[r] Vorteil"* sei. Der positive familiendynamische Effekt durch die Ermöglichung der gleichberechtigten Beteiligung beider Eltern an der Erziehung wertet das vermeintlich defizitäre Füttern mit der Flasche auf. Wie Frau Engler distanziert sich Frau Koch damit von der Vorstellung einer durch das Flasche-Füttern bedingten und für die Adoptivfamilie belastenden ‚Sondersituation' der Adoptivfamilie.

Im Alltag spielt die Adoption für Kochs ihrer Aussage zufolge gegenwärtig nur eine sehr geringe Rolle, auch wenn sie vor ihren Kindern offen mit der Adoption umgehen. Außer zur Familie von

[76] Moderat vertreten wird diese Überzeugung vom Arbeitskreis Neue Erziehung (ANE) im ersten Elternbrief. Die Autoren ermutigen junge Eltern jedoch darin, sich für die Stillform (Flasche oder Brust) zu entscheiden, mit der sie sich wohler fühlen (Vgl. ANE, Elternbrief 1: 6). Eine ähnliche Position, wenn auch eindeutiger pro Stillen, vertritt die *Deutsche Hebammenzeitschrift* (Vgl. z.B. Guoth Gumberger 2005, Hormann 2005/2005a, Kloster 2005).

[77] Vgl. hierzu beispielsweise Hormann 2005a: 26.

Pauls leiblicher Halbschwester Lena haben sie keine regelmäßigen Kontakte zu anderen Adoptivfamilien. Außenstehende, so Kochs, merkten nicht, dass die Kinder adoptiert seien, wenn es ihnen nicht gesagt würde. Paul und Phillip selbst wissen um ihre Adoption, beide kennen auch die Vornamen ihrer leiblichen Mütter. Welchen Stellenwert die Adoption für Paul habe, wüssten sie nicht. Für ihn sei sie *„erstmal eine Tatsache"*, die er bisher nicht weiter hinterfrage, so Frau Koch. Wahrscheinlich sei die Adoption für Paul so *„wie wir im Kindergarten allein erziehende Mütter haben, wo dann immer mal irgendein Kind fragt, ob die auch einen Papa haben"*. (I-Koch_2) Auch Phillip denke mit seinen vier Jahren noch nicht so genau darüber nach. Dennoch stellen Kochs fest, dass sie als Adoptiveltern in Konfliktsituationen mit ihren Kindern immer eine Gratwanderung durchmachten zwischen dem Gedanken, dass das Verhalten der Kinder auf die Adoption zurückzuführen sei, und dem Versuch, die Adoption nicht überzubewerten:

> Frau Koch: *„Einerseits zu sagen, das ist Fakt, dieses Kind hat einen Vertrauensbruch hinter sich, da ist eine Schnittstelle, die man bearbeiten muss, die auch anders ist als bei anderen Menschen. Und das andererseits auch nicht so über zu bewerten und ihm [dem Kind, S.H.] dadurch so eine Sonderrolle zu geben oder auch eine Sondererklärung für bestimmte Verhaltensweisen. Das dann wieder in so eine Normalität zu drücken. Also, diese Ambivalenz, die kenne ich durchaus. Wobei das nicht so sehr im Alltäglichen eine Rolle spielt, sondern wenn man von außen darüber nachdenkt."* (I-Koch_2)

Nicht im familiären Alltag, aber in Momenten der Ruhe, wenn sie über das Verhalten ihrer Kinder reflektiert, löst der Umstand der Adoption bei Frau Koch Unsicherheit in Bezug auf das richtige Verhalten ihren Söhnen gegenüber aus. In Übereinstimmung mit dem Bild des traumatisierten Adoptivkindes, für das Adoptionsbewerber im Verfahren noch einmal besonders sensibilisiert werden, gehen Kochs wie auch die im dritten Teil vorgestellten Paare davon aus, dass die Trennung von der leiblichen Mutter für das Kind einen *„Vertrauensbruch"* darstellt, den es aufzufangen gilt. In dieser Hinsicht fühlen Kochs sich als Adoptiveltern besonders gefordert. Dennoch versuchen sie, wie Englers, den Umstand der Adoption nicht zur Universalerklärung für alle Verhaltensweisen ihrer Kinder zu machen. Wie Försters schwanken sie zwischen dem Verpflichtungsgefühl auf die ‚besonderen Bedürfnisse von Adoptivkindern' einzugehen und der Befürchtung, den Kindern gerade dadurch das Gefühl zu vermitteln ‚anders' zu sein. Aus Sorge, dass ihre Kinder unter der Adoption leiden könnten, so Frau Koch, tendierten sie als Adoptiveltern wahrscheinlich dazu, besonders darauf zu achten, dass alles *„möglichst normal"* (I-Koch_2) sei. Gerade um Paul machten sie sich deswegen manchmal Sorgen. Während Phillip ein ruhiges und unkompliziertes Kind sei, habe Paul ein *„sehr extremes Temperament"* (I-Koch_1). Er befinde sich immer in einem Spannungsfeld zwischen *„enormen Ängsten und Unsicherheiten"* und *„Energie und Verausgabung"* (I-Koch_1). Ihr großes Erziehungsziel sei es, den Kindern unabhängig von einer beruflichen Karriere zu helfen, ihren Platz im Leben zu finden. Den Kindern Zufriedenheit und ein *„Urvertrauen"* (I-Koch_1) zu vermitteln, ist nach Herrn Kochs Ansicht die wichtigste Aufgabe von Eltern. Frau Koch erklärt jedoch, wenn sie Paul beobachte, sei sie sich manchmal nicht sicher, ob

„Urvertrauen“ überhaupt vermittelbar sei, obwohl sie bei Paul gerade in letzter Zeit das Gefühl hätten, dass er immer selbstsicherer werde. Drei Jahre zuvor, erzählt Frau Koch, sei Paul teilweise so anstrengend gewesen, dass sie sich therapeutische Hilfe geholt hätten. Damals habe er alle Spielsachen in seiner lauten, ungestümen Art sofort kaputt gemacht. Vor allem bei ihr habe das *„Fremdheitsgefühl[e]“* (I-Koch_1) ausgelöst, die sie sich zu Anfang nur schwer habe eingestehen können:

> Frau Koch: *„[…] Da hat natürlich schon die Tatsache, dass er adoptiert ist insofern eine Rolle gespielt als wir überlegt haben, was ist das, was er da mitbringt? Hat das, so wie er ist, vor allem etwas mit uns zu tun, oder ist das etwas, das vielleicht auch die Zeit davor betrifft? Da haben wir schon über diesen Punkt, seit wir ihn haben hinausgedacht. […] Was uns ganz viel Erleichterung verschafft hat, ist festzustellen, dass seine Halbschwester Lena ein ganz ähnliches Temperament hat. Und das ist [Lenas Adoptivfamilie, S.H.] eigentlich auch so eine Familie, die insgesamt auf einer ganz ähnlichen Wellenlänge ist wie wir. Deren leiblicher Sohn ist so ein ganz ruhiger, der passt zu seinen Eltern, hat das gleiche Temperament. Und die Lena hat das gleiche Extreme, das Paul auch hat. Die haben ganz ähnliche Szenen durchlebt. Wo man dann schon so denkt: Irgendetwas ist in dieser Familie, das das hervorbringt. Das uns allen vielleicht auch erstmal so ein bisschen fremd ist, ganz neutral ausgedrückt. Und dieses Fremdheitsgefühl, (zu Herrn Koch) das habe ich auch noch stärker gehabt als du, ne? Weil ich auch ein ganz anderer Typ bin und Paul immer drauf, immer rauf, immer mit viel Kraft und Aggressionen. Und das ist mir in meiner Persönlichkeit recht fremd. In dem Punkt spielt die Adoption dann schon eine Rolle dadurch, dass man anders darüber nachdenkt und sich öfter mal überlegt: Woher kann das kommen?“* (I-Koch,_1)

Fremdheitsgefühle sind eine der adoptionsspezifischen Problematiken, vor denen Englers von ihrer Adoptionsvermittlerin gewarnt wurden. Für Kochs stellen Fremdheitsgefühle tatsächlich einen Konflikt dar, durch den das Thema Adoption für sie eine neue Wertigkeit erhält. In der Phase des Konflikts mit Paul belastet vor allem Frau Koch die Tatsache, dass sie das Verhalten ihres Sohnes nicht nachvollziehen kann und ihr drängt sich das Gefühl auf, dass er in diesem Punkt von *„irgendwas“* aus der Zeit vor der Adoption oder aus seiner Herkunftsfamilie beeinflusst sein müsse. Auch die Ähnlichkeit mit seiner Halbschwester spricht dafür. Kochs fühlen sich durch diese Erklärung erleichtert, weil ihnen dadurch vieles an Pauls Charakter erklärlicher erscheint. Auch das Gefühl, nicht selbst der Auslöser für sein Verhalten zu sein, lässt sie wieder sicherer im Umgang mit Paul werden. Der Umstand der Adoption bedeutet für sie in diesem Zusammenhang insofern eine Entlastung, als sie sich durch Pauls Verhalten nicht mehr persönlich in ihrer Erziehungskompetenz in Frage gestellt fühlen müssen. Die Fremdheitsgefühle und die damit verbundenen Überlegungen über die Effekte der Adoption sind es jedoch auch, die Frau Koch daran zweifeln lassen, ob es ihnen als Eltern möglich sein werde, den Kindern *„Urvertrauen“* zu vermitteln. Andererseits, überlegen Kochs im Interview, sei Phillip unter sehr ähnlichen Bedingungen zu ihnen gekommen und der sei vom Typ her ruhig und ausgeglichen. Gleichzeitig beobachten Kochs auch im näheren Familien- und Bekanntenkreis Kinder, die Paul vom Verhalten her sehr ähnlich sind. Im Gespräch mit anderen Eltern würden sie häufig erleben, dass es Eltern mit leiblichen Kindern genauso ergehe, wie ihnen mit Paul. Offensichtlich gebe es viele Kinder, die sehr *„energetisch“* (I-Koch_2) seien. Vielleicht seien Eltern heutzutage selbst zu ‚hysterisch', würden *„bei jedem Pups immer gleich zum Kinderarzt rennen“* (I-Koch_2) und ihre Kinder damit

verrückt machen. Im Vergleich mit nicht-adoptierten Kindern aus ihrem sozialen Umfeld und ihrem zweiten Adoptivsohn kommen Kochs zu dem Schluss, dass sich kaum beurteilen lasse, inwieweit die Eigenschaften ihrer Kinder vererbt, adoptionsbedingt oder anerzogen seien. Sicherlich spiele auch die Geschwisterkonstellation eine wichtige Rolle:

> Herr Koch: *„[B]eim ersten Kind muss man ja auch mal sagen, die können einem aber auch leidtun! Da üben die Eltern, nehmen das [Verhalten ihrer Kinder, S.H.] persönlich und haben noch so viel Kraft, dass sie nicht nur das Notwendige erziehen, sondern auch noch das Überflüssige."* (I-Koch_1)

Am Anfang, erinnert sich Herr Koch, habe Pauls Trotzverhalten ihn häufig tatsächlich persönlich gekränkt, bis er sich klar gemacht habe, dass ein kleines Kind seine Eltern nicht vorsätzlich ärgere. Mit Phillip seien sie in dieser Hinsicht schon viel entspannter gewesen. Fremdheitsgefühle an sich, das wird Kochs ebenso wie Englers im Vergleich mit Eltern leiblicher Kinder deutlich, müssen nicht adoptionsspezifisch sein. In biologischen Familien würden sie nur anders erklärt:

> Frau Koch: *„[E]s werden ganz andere Bezüge hergestellt. Es wird dann immer gesucht: Welcher Onkel war so? Oder man kriegt dann dieses Feedback von den eigenen Eltern, die sagen: ‚So warst du auch als kleines Kind.' Oder: ‚So war mein Bruder als kleines Kind.' Da wird nach ganz anderen Bezügen gesucht und diese Möglichkeit haben wir nicht. Umgekehrt: Wir empfinden das manchmal auch als positiv, dass wir diese Bezüge nicht herstellen müssen. Weil man sich dann auch ein bisschen freier halten kann in der Beurteilung."* (I-Koch_1)

Durch die Herstellung verwandtschaftlicher Bezüge können die Eigenschaften des Kindes als etwas Innerfamiliäres erklärt werden[78] – eine Argumentationsstruktur der Gemeinschaftsstiftung, die Adoptiveltern nicht zur Verfügung steht. Herr Koch erklärt, dass es ein wichtiger Lernprozess für (angehende) Adoptiveltern sei, *„Nähe nicht über die genetische Schiene"* (I-Koch_1) zu suchen. Diese Vorstellung sei *„sozial antrainiert"* (I-Koch_1), denn einige Freunde und vor allem der Ehepartner stünden einem ja auch näher als viele Verwandte. Wiederum machen Kochs deutlich, dass die fehlende biologische/genetische Verbindung kein Defizit für ihre Familie bedeutet. Das Beispiel nicht-genetischer Beziehungen beweist ihnen, dass es der biologischen Basis nicht bedarf, um intensive Beziehungen zu entwickeln. Kochs fühlen sich in ihrer Beurteilung des Verhaltens der Kinder sogar freier, weil sie eben nicht auf das verwandtschaftliche Erklärungsmuster zurückgreifen können. Sie stellen fest, dass die Loslösung von genetisch-verwandtschaftlichen Bezügen es ihnen eher ermöglicht, Verhaltensweisen des Kindes oder Konflikte mit dem Kind in ihrer Situationsbedingtheit zu sehen und zu versuchen, die individuellen Bedürfnisse des Kindes zu verstehen.[79]

Als Adoptivfamilie fühlen sich Kochs nicht benachteiligt, im Gegenteil: Sie nehmen die Adoptionssituation als Möglichkeit wahr, über eingefahrene gesellschaftliche Strukturen und Vorstellungen hinauszuwachsen. Als Adoptiveltern, so Herr und Frau Koch in den Interviews, täten sie

[78] Vgl. hierzu meine Ausführungen in Kapitel 4.1.

[79] Etwas Ähnliches erzählte mir auch eine andere Interviewpartnerin, die Mutter eines adoptierten und eines leiblichen Sohnes ist. Manchmal ertappe sie sich dabei, dass sie sich bei ihrem Adoptivsohn viel mehr darum bemühe, ihn in seiner Persönlichkeit zu sehen und den Hintergrund seines Verhaltens zu verstehen. Das Verhalten ihres leiblichen Sohnes tue sie viel schneller ab, indem sie denke, so sei sie auch als kleines Kind gewesen. (I-Lehmann_1)

nichts anderes als andere Eltern auch. Wenn sie feststellten, dass ihr Kind *„völlig unter Strom"* (I-Koch_2) stehe, wenn es aus der Kindertagesstätte komme, so Herr Koch, dann würden sie sich eben überlegen, wie sie das entspannen könnten. Mit einem leiblichen Kind könnten sie dieselbe Phase durchmachen. Allerdings, überlegt Herr Koch, seien sie als Adoptiveltern *„nicht so locker in der Situation"* (I-Koch_2), wie sie es vielleicht als Eltern eines leiblichen Kindes wären. Diese Lockerheit, lässt sich aus ihren Schilderungen entnehmen, müssen sie sich erst im Verlaufe eines intensiven Reflexionsprozesses erarbeiten. Im Bewusstsein des erlittenen *„Vertrauensbruchs"* durch die Adoption sind Kochs besonders sensibilisiert für mögliche innere Krisen ihrer Kinder. Pauls im Kleinkindalter so ausgeprägte Unsicherheiten und Ängste lösen Gefühle der Hilflosigkeit bei ihnen aus. Sie haben den Eindruck, in dieser Hinsicht *„keinen Zugriff"* (I-Koch_2) auf ihn zu haben, um seine inneren Konflikte mit ihm aufzuarbeiten. Dabei ergibt sich für sie aus dem Zeitraum der Schwangerschaft und seiner ersten Lebenstage, die sie nicht mit ihm verbringen konnten, ein *„zusätzliche[s] Fragezeichen"* (I-Koch_2). In diesem Zusammenhang denken Kochs viel darüber nach, in welcher Hinsicht die Adoption Pauls für sie eine Rolle spielt und warum. Anders als durch das konfliktreiche Verhältnis seiner leiblichen Mutter zu ihrer Schwangerschaft, können sie sich Pauls Verhalten nicht erklären. Wiederum sind sie aber sehr bemüht, *„nicht auf die falsche Denkschiene"* (I-Koch_2) zu kommen und ihre persönlichen Konflikte mit Paul zu einer ‚Adoptionsproblematik' zu machen. Frau Koch stellt im Interview fest, auch sie selbst hätte eine konfliktreiche Schwangerschaft mit einem leiblichen Kind haben können und wenn sich daraus Probleme mit ihrem Kind entwickelt hätten, wäre das *„vielleicht viel krasser gewesen, viel schlimmer, oder viel schwieriger, das zu verarbeiten"* (I-Koch_2). Kochs bleiben bei ihrer Überzeugung, dass Pauls Unsicherheiten mindestens zu einem Teil auch auf seine Adoption zurückzuführen sind. Wie Frau Engler machen sie sich jedoch bewusst, dass sie mit einem leiblichen Kind ähnliche Konflikte hätten durchleben können. Der Umstand der Adoption verliert dadurch seinen absoluten Problemcharakter und wird zu einem Faktor unter mehreren. Indem Frau Koch feststellt, dass eine konfliktreiche ‚eigene' Schwangerschaft wahrscheinlich viel schwerer für sie zu verarbeiten wäre, macht sie deutlich, dass biologische Familien sich zwar teilweise mit anderen, aber nicht unbedingt weniger komplizierten Konflikten auseinandersetzen müssen. Wie Frau Engler gelingt es Kochs auf diese Weise, die tendenziell überproblematisierte Adoptionssituation zu ‚normalisieren' und eine *„Gelassenheit"* (I-Koch_1) zu entwickeln, mit der sie inzwischen (fast immer) auf die Stimmungen und Entwicklungsphasen ihrer Kinder reagieren. Der Faktor ‚Adoption' ist für sie nicht bedeutungslos, sie versuchen immer wieder von neuem für sich auszutarieren, wo die Adoption ihrer Kinder im Familienalltag für sie eine Rolle spielt und wo nicht. Auch ist es ihnen sehr wichtig, den Kindern soviel Sicherheit zu geben, dass sie den erfahrenen *„Vertrauensbruch"* aufarbeiten können. Die aus diesem Bewusstsein entstehende erhöhte Reflexionsbereitschaft

führt jedoch auch immer wieder zu der Feststellung, dass es leiblichen Eltern letztendlich nicht anders ergehe. Adoptivfamilien müssen sich dem Ergebnis ihrer Überlegungen zufolge zwar teilweise mit anderen Problemen auseinandersetzen, sie sind aber nicht defizitärer als biologische Familien. Ähnlich wie Frau Engler greift Herr Koch das Klischee des ‚Fremden Erbes' offensiv auf, indem er erklärt, so temperamentvolle Kinder hätten sie selbst wahrscheinlich nie zustande gebracht. Letztlich, darin stimmen Herr und Frau Koch überein, sei der Alltag jedoch *„ganz normale Elternschaft"* (I-Koch_1)."*Du wirst angebrüllt und manchmal kommen sie und kuscheln sich an"* (I-Koch_1), bringt es Herr Koch auf den Punkt. ‚Normale Eltern', so lässt sich Herrn Kochs Aussage entnehmen, haben keine ‚perfekten', harmonischen Familien, sondern müssen auch Konflikte mit ihren Kindern austragen und gemeinsam mit ihnen bewältigen.

4.3 Borcherts – Abgrenzung II

Für Borcherts, die Ende 40 sind, liegt das Adoptionsverfahren schon lange zurück. Ihr Adoptivsohn Daniel ist zum Zeitpunkt der Interviews 15 Jahre alt, ihre Adoptivtochter Natascha ist zwölf. Beide, konstatiert Frau Borchert teils genervt, teils belustigt an die eigene Teenagerzeit zurückdenkend, seien gerade mitten in der Pubertät und manchmal ein *„Horror"* (Gesprächsnotiz 6. 11. 2006). Während Herr Borchert durchgehend als Sozialpädagoge tätig war, blieb Frau Borchert zuhause, solange die Kinder klein waren. Damals, so Borcherts, habe es für sie gar keine andere Möglichkeit gegeben, da Männer keine Elternzeit hätten nehmen können. Inzwischen arbeitet Frau Borchert seit längerem wieder als Logopädin. Während Daniels leibliche Mutter kurz nach seiner Adoption verstarb und Borcherts bisher auch keinen Kontakt zu anderen leiblichen Verwandten Daniels haben, besteht zwischen Frau Borchert und Nataschas leiblicher Mutter ein halbjährlicher Briefwechsel. Am Anfang, erinnert sich Frau Borchert, sei es ihr sehr schwer gefallen, die Briefe an Nataschas leibliche Mutter zu schreiben. Sie habe Angst gehabt, zuviel über ihre Familie preiszugeben. Vielleicht würde die Mutter ihr Kind dann auf einmal doch zurückhaben wollen? Auf der anderen Seite habe sie sich Sorgen gemacht, dass ihre Briefe Nataschas Mutter traurig machen könnten. Den ersten Brief habe sie zerreißen müssen, weil er sich angehört habe wie ein ärztlicher Gesundheitsbericht über das Kind. Im Laufe der Jahre sei der Briefkontakt zwischen ihr und Nataschas leiblicher Mutter jedoch immer vertrauter und humorvoller geworden.

Vor allem in der Anfangszeit mit Daniel, erzählt Frau Borchert, habe sie sehr unter Druck gestanden. Wie Lerchs und Försters erinnert Frau Borchert sich an die Sorge, ob das Kind in der Lage sein werde, sie zu lieben, noch mehr fürchtete sie jedoch, dem Kind vielleicht nicht geben zu können, *„was es braucht"* (I-Borchert_1):

> Frau Borchert: *„Da habe ich mich bei Daniel sehr unter Druck gesetzt! Dieses: ‚Jetzt ist die Mutter gestorben, jetzt muss ich das hundertachtzigprozentig alles richtig machen.' Ich weiß noch, ich saß immer an Daniels Bettchen und habe mir das dann wirklich so vorgestellt, dass die Mutter von irgendwo her das mitbekommt. Und das ist ein irrer Druck! […] Denn, natürlich, wie jede Mutter hätte ich auch ein schreiendes Kind einfach mal… Dass man denkt: ‚Oh, wenn du jetzt nicht aufhörst… dann schmeiß ich dich an die Wand!' (lacht) Aber das denkt jede leibliche Mutter auch. Das habe ich mir überhaupt nicht erlaubt. […] Oder auch, dass wir am Anfang immer vor dem Bettchen standen: ‚Das ist jetzt unser Sohn.' Da habe ich gedacht: ‚Ich muss das doch jetzt da drinnen spüren, dass ich Mutter bin!'"* (I-Borchert_1)

Frau Borchert hat das Gefühl, ihrem kleinen Sohn keinesfalls durch Erziehungsfehler noch mehr aufbürden zu dürfen, als er durch den Verlust seiner leiblichen Mutter sowieso zu verarbeiten hat. Die Vorstellung der leiblichen Mutter, die darüber urteilt, ob sie ihrer ‚Mutteraufgabe' gerecht wird, setzt Frau Borchert noch stärker unter Druck. Zudem ist sie beunruhigt über sich selbst, weil sich ihre Gefühlswelt mit der Ankunft Daniels nicht automatisch so verändert, dass sie ‚spürt, dass sie Mutter ist' und alle Sorgen und Ärgernisse des Alltags angesichts ihrer ‚mütterlichen Fürsorgefühle' in den Hintergrund treten. Bevor die Kinder kamen, erzählt Frau Borchert, habe sie sich vorgestellt, sehr geduldig mit den Kindern umzugehen, immer auf sie einzugehen, nie zu schreien, tolerant zu sein und sich ihren Kindern gegenüber immer *„sehr pädagogisch"* (I-Borchert_1) zu verhalten. Aber als Daniel da ist, stellt sie bei sich in Konfliktsituationen Hilflosigkeit und Aggressionen gegenüber ihrem Sohn fest. Gefühle, die sie als ‚hunderachtzigprozentig gute Mutter' nach ihrer eigenen Vorstellung nicht haben dürfte. Frau Borchert erzählt, dass sie sehr an sich gezweifelt habe, wenn sie an die Grenzen ihrer Selbstbeherrschung und des geduldigen Umgangs mit dem Kind gekommen sei, und durch die vielen unausgeschlafenen Nächte der Anfangszeit sei dies häufig vorgekommen. Ihr damaliger Anspruch an sich selbst *„mehr als alle anderen Mütter, eine gute Mutter sein"* (I-Borchert_1) zu müssen ist ihr bis heute deutlich in Erinnerung. Nicht nur, weil ihr Kind schon einen tragischen Verlust im Leben erlitten hat, sondern auch, weil Borcherts in einem aufwändigen Adoptionsverfahren als die ‚geeigneten Eltern' für Daniel ausgewählt wurden:

> Frau Borchert: *„Wenn ich ein leibliches Kind bekommen hätte, dann wäre das außer Frage gewesen, dann hätte es ja kein anderer bekommen können. Aber beim Adoptivkind ist es schon so: Wenn ich jetzt nicht hundertprozentig wirklich gut für das Kind bin, dann hätte es ein Recht gehabt, woanders besser aufgehoben zu sein."* (I-Borchert_1)

Die hohen Erwartungen an sich selbst führt Frau Borchert auf den Auswahlprozess im Adoptionsverfahren zurück. Sie hat das Gefühl, dass Daniel aus der großen Auswahl der Bewerberpaare ein Recht auf bessere Eltern gehabt hätte, wenn sie ihm als Mutter nicht gerecht werden könne. Die durch das Adoptionsverfahren bedingte ‚Notwendigkeit der Wahl' spielt an dieser Stelle wiederum eine Rolle – diesmal jedoch nicht in Bezug auf die Wahl eines Kindes, sondern auf die Wahl seiner Eltern. Ein leibliches Kind gehört gemäß der Vorstellung einer *„biologisch fundierte[n]*

Kernfamilie" und einer *„Mutteridee mit der Einheit von Gebären und Aufziehen"* (Wild 1998: 267)[80] selbstverständlich zu seinen leiblichen Eltern. Als Adoptivmutter fühlt Frau Borchert sich dagegen verpflichtet zu beweisen, dass sie *„die für das Kind am besten geeigne[te]"* (BAGLJÄ 2006: 28) Mutter ist.

In ihrer 1994 erschienenen Ethnographie über Darstellung und Wahrnehmung von Adoptionen in den USA arbeitet die Anthropologin Judith Modell unter anderem heraus, dass vielen Adoptivkindern das Gefühl vermittelt werde, von ihren Adoptiveltern ‚erwählt' worden und darum *„chosen children"* (Modell 1994: 131) zu sein – ein Umstand, der häufig nicht das Selbstwertgefühl der Adoptivkinder steigere, sondern sie unter Druck setze, sich der Wahl ihrer Eltern für würdig zu erweisen. Am Beispiel Frau Borcherts lässt sich zeigen, dass das Bewusstsein, unter vielen möglichen Eltern von der Adoptionsstelle für ihr Kind ausgewählt worden zu sein in dem von mir untersuchten Umfeld für Adoptiveltern genauso belastend sein kann. Als ‚chosen mother' muss Frau Borchert *„mehr als andere Mütter eine gute Mutter sein"* (I-Borchert_1). Gegenüber Eltern leiblicher Kinder fühlt sich Frau Borchert zunächst befangen. In der Öffentlichkeit hat sie Sorge, Unverständnis hervorzurufen, sollte sie sich über ihre Situation beklagen, denn sie habe es *„ja nicht anders gewollt"* (I-Borchert_1). Zunächst, so Frau Borchert, sei es ihr leichter gefallen, ihre Gefühle vor anderen Adoptiveltern zu zeigen und mit ihnen darüber zu sprechen. Als Adoptivmutter, so lässt sich daraus schließen, fühlt Frau Borchert sich Eltern leiblicher Kinder gegenüber als Mutter zunächst nicht gleichwertig. Während deren Legitimität als Eltern durch die biologische Bindung außer Frage steht, hat Frau Borchert, ähnlich wie Frau Förster, das Gefühl, ihre eigene Vollwertigkeit als Mutter unter Beweis stellen zu müssen, indem sie Dankbarkeit und ungetrübte Freude über ihr Kind demonstriert. Mit anderen Adoptiveltern fühlt sie sich dagegen auf einer Ebene und erwartet darum mehr Verständnis von ihnen. Der Freundeskreis, zu dem sich die Teilnehmer eines von Borcherts vor der Adoption Daniels absolvierten Adoptionsvorbereitungskurses zusammengetan haben, besteht bis heute. Seit damals treffen sich die inzwischen befreundeten Adoptiveltern in regelmäßigen Abständen als Gruppe. Die Möglichkeit, sich mit anderen Adoptiveltern austauschen zu können, macht Borcherts deutlich, dass es den meisten Adoptiveltern ähnlich ergeht, wie ihnen. Ausgelöst durch die immer überraschende Ankunft des Kindes, seine Vorgeschichte und die bürokratischen Formalitäten und Unsicherheiten der Adoption, durchleben sie die gleichen Freuden, aber auch Ängste, Belastungen und Überforderungssituationen. Ebenso wichtig, stellt Frau Borchert bezüglich ihrer Verunsicherung als Adoptivmutter fest, seien regelmäßige Kontakte zu den Eltern leiblicher Kinder gewesen. Es habe sie beruhigt, von einigen Müttern leiblicher Kinder zu hören, dass auch sie erst in ein *„Muttergefühl"* (I-Borchert_1) hineinwachsen mussten. Am Anfang, erzählen die anderen Mütter Frau Borchert,

[80] Vgl. Kapitel 2.1 dieser Arbeit.

hätten auch sie *„nur funktioniert“* (I-Borchert_1). Auch die Teilnahme an Säuglingsturngruppen und anderen Kindergruppen mit Daniel tun Frau Borchert gut. Zu sehen, dass andere Mütter sich genau wie sie selbst über ihre Kinder ärgerten, habe ihr Mut gemacht, ihre eigenen Gefühle zuzulassen:

> Frau Borchert: *„Warum soll ich nicht fluchen, wenn Daniel mich beim Wickeln anpinkelt? (lacht) Warum soll ich sagen: ‚Du darfst jetzt alles?!' Beim Kinderturnen damals wurde das dann schnell wieder normal. Da habe ich dann auch geflucht, mich auch gefreut… Ganz normal eben.“* (I-Borchert_1)

Im Vergleich stellt Frau Borchert fest, dass auch Mütter leiblicher Kinder die gleichen Gefühlsschwankungen durchleben wie sie. Daraus schließt sie, dass ihre Gefühle Daniel gegenüber *„normal“* sind und sie darum nicht zu einer ‚schlechten Mutter' machen. Sie entwickelt sich selbst gegenüber eine größere Toleranz. Durch diese Erfahrung kommt für sie *„Normalität“* (I-Borchert_1) in das Leben mit Daniel, sie hat nicht mehr das Gefühl, sich als gute Mutter beweisen zu müssen. Auch die Selbstverständlichkeit, mit der Daniel seine Familie betrachtet, stärkt Frau Borcherts Selbstsicherheit als Adoptivmutter. Im Laufe der Zeit stellen Borcherts fest, dass erst Daniel und dann Natascha als Kleinkinder nicht den Eindruck machen, über den Umstand ihrer Adoption schockiert zu sein. Lachend erzählt Frau Borchert, dass der dreijährige Daniel nicht wie erwartet nachdenklich vor sich hingrübelte, nachdem sie ihm erklärt habe, dass er nicht in ihrem Bauch gewesen sei, sondern in dem einer anderen Frau. Stattdessen habe er nur wissen wollen, ob er jetzt ein Eis haben könne. Borcherts halten es für sehr wichtig, ihren Kindern Gespräche über ihre Adoption nicht aufzudrängen, ihnen aber das Gefühl zu geben, mit allen Fragen über ihre Adoption und ihre leiblichen Familien zu ihnen kommen zu können. Häufig, so Borcherts, rücke die Adoption ihrer Kinder ganz in den Hintergrund, dann wiederum erlebten sie Phasen, in denen die Kinder sich sehr intensiv mit ihrer Adoption und ihren Herkunftsfamilien beschäftigten. Einige Jahre zuvor habe Natascha beispielsweise eine persönliche Krise im Zusammenhang mit ihrer Adoption durchlebt:

> Frau Borchert: *„Der Natascha ging es richtig doll schlecht. Das Thema Adoption war ganz groß. Auf der einen Seite wurde es verschwiegen… Wir haben immer gesagt: ‚Egal, du kannst mit allem kommen, wir können über alles sprechen, du kannst uns alles fragen…' Und trotzdem habe ich gemerkt, wenn sie mit einer Freundin geredet hat oder irgendwo anders geredet hat und ich kam, da hat sie immer so geguckt als sei nichts gewesen. Da kann man dem Kind hundert Mal sagen ‚du kannst darüber reden' und trotzdem hat es Angst: ‚Verletze ich jetzt die Mama oder wird sie dann doch ein bisschen sauer?' Ist halt doch eine Unsicherheit. Auch in der Schule wurden wir angesprochen, was mit Natascha ist… Also, es ging ihr wirklich schlecht, sie war weinerlich… Das war ganz schrecklich.“* (I-Borchert_1)

Schließlich offenbart Natascha ihrer Adoptivmutter, dass es ihr größter Wunsch sei, ihre leibliche Mutter kennenzulernen. Zuerst, so Frau Borchert, hätte sie ihrer Tochter gesagt, wenn sie größer sei, würde sie ihre leibliche Mutter bestimmt kennen lernen. Abends hätten sie und ihr Mann jedoch noch einmal gemeinsam überlegt, wie sie Natascha am besten helfen könnten. Mit der Erkenntnis *„die will das jetzt und ihr geht es jetzt schlecht und jetzt muss was passieren“* (I-Borchert_1)

kommen Borcherts zu dem Schluss, dass ihrer Tochter nicht geholfen sei, wenn sie auf später vertröstet würde. Über die Adoptionsvermittlungsstelle versuchen sie daher, ein Treffen zwischen ihrer Tochter und deren leiblicher Mutter zu arrangieren. Natascha freut sich sehr darauf, ihre leibliche Mutter kennenzulernen. Frau Borchert erzählt, dass sie immer wieder laut überlegt habe, ob ihre leibliche Mutter ihr physisch ähneln würde, ob sie die gleichen Haare hätte und ob ihre Augen so wären wie ihre. Nach mehreren Telefongesprächen mit Borcherts erklärt Nataschas leibliche Mutter jedoch, dass sie zu große Angst habe, ein Treffen mit ihrer leiblichen Tochter emotional nicht zu verkraften und zusammenzubrechen. Sie willigt jedoch ein, Natascha einen persönlichen Brief mit Foto von sich zu schicken. Über diesen Brief und vor allem das DinA4 große Foto ihrer leiblichen Mutter, so Frau Borchert, habe Natascha sich sehr gefreut. Einige Monate lang spricht Natascha das Thema nicht mehr an. Danach kommt jedoch eine Phase, in der sie ihren Adoptiveltern vorwirft, dass sie von niemandem geliebt werde. Frau Borchert sieht sich in einigen Situationen regelrecht erpresst von Natascha. Wenn es Streit gibt oder Natascha ihr Zimmer aufräumen soll verkündet sie, dass *„sowieso keiner [sie] lieb“* (I-Borchert_1) habe und Frau Borchert muss zwischen Durchsetzung ihrer mütterlichen Autorität und Beteuerung ihrer mütterlichen Liebe austarieren. Die Konflikte mit Natascha in dieser Phase empfinden Borcherts zwar als anstrengend, aber auch als wichtigen Entwicklungsschritt ihrer Tochter. Seit diese Phase durchgestanden sei, wirke Natascha nicht mehr zwischen ihrer leiblichen Mutter und ihnen hin und her gerissen, sondern habe wieder ihren Platz in der Familie gefunden. Sie könne jetzt auch viel offener mit ihren Gefühlen und Ambivalenzen bezüglich ihrer Adoption umgehen.

Borcherts erzählen, dass in der Krisenzeit Nataschas die Vorstellung, dass ihre kleine Tochter ihre leibliche Mutter kennenlernen werde, große Ängste bei ihnen ausgelöst habe. Ihr erster Reflex ist, Natascha und die ganze Familie vor einer Überforderung durch das Eindringen der leiblichen Mutter in die familiäre Einheit zu schützen. Vor allem für Frau Borchert als Adoptivmutter stellt das Interesse Nataschas an ihrer leiblichen Mutter indirekt auch eine Bedrohung der eigenen Rolle dar. Durch ihr Interesse zeigt Natascha, dass die biologische Verbindung zu ihrer leiblichen Mutter weiterhin von Bedeutung ist und Frau Borchert als ‚sozialer Mutter' potenziell Konkurrenz machen könnte. Bei näherem Nachdenken kommen Frau Borchert und ihr Mann dennoch zu dem Schluss, dass sie den *„Bedürfnissen“* ihrer Tochter nur *„entgegenkommen“* (BAGLJÄ 2006: 28) können, indem sie sie in ihrem Wunsch, die leibliche Mutter kennenzulernen, unterstützen. Mit der Feststellung, dass Kinder *„natürlich auch Ähnlichkeiten“* (I-Borchert_1) suchten, macht Frau Borchert sich bewusst, dass ihre Tochter sie als Mutter durch dieses ‚natürliche Bedürfnis' nicht in Frage stellt, sondern einfach Antworten auf Fragen braucht, die sie nur durch die Kenntnis ihrer leiblichen Mutter erhalten kann. Die Offenheit Nataschas bezüglich ihrer Gefühle wertet

Frau Borchert als Vertrauensbeweis – ein reflexiver Schritt, der ihr nicht immer leicht fällt, wie sie selbstironisch deutlich macht:

> Frau Borchert: *„Einmal hat sie mir auch gesagt: ‚Wenn wir Streit haben, dann denke ich manchmal an die andere Familie.' Und ich denke: ‚Wie oft haben wir Streit? Haben wir uns heute gestritten?!! Schluck.' Und dann habe ich aber auch gesagt, dass es ja toll ist, wenn man noch an jemand anderes denken kann. (Lachen) Da reflektiert man mal ganz schnell."* (I-Borchert_1)

Indem Frau Borchert Natascha vermittelt, dass sie nicht schockiert über deren Gedanken an ihre Herkunftsfamilie ist, macht sie deutlich, dass das zwischen ihnen bestehende Eltern-Kind-Verhältnis dadurch nicht in Frage gestellt werden kann. Sie geht so weit zu erklären, dass Natascha gegenüber Kindern, deren Eltern die Rollen der leiblichen und der sozialen Eltern in sich vereinen, sogar einen Vorteil habe. Auf diese Weise signalisiert Frau Borchert Natascha, der gerade in dieser Zeit die Unterschiede zwischen ihr und nicht-adoptierten Kindern sehr bewusst sind, dass ihre Situation als Adoptivkind nicht defizitär ist. Durch Frau und Herrn Borcherts demonstrative Akzeptanz aller Überlegungen Nataschas bezüglich ihrer Herkunftsfamilie wird zwar die Abweichung ihrer Familie vom Modell der biologischen Familie deutlich. Dennoch zeigen Borcherts, dass das Fehlen einer biologischen/genetischen Verbindung ihre Eltern-Kind-Beziehung zu Daniel und Natascha nicht schwächt. Die erfolgreiche Aufarbeitung der Krisen ihrer Tochter und Nataschas spätere Vertrauensbezeugungen bestätigen Borcherts in dem Bewusstsein, dass ihre Beziehung zu ihren Kindern nicht schwächer ist als die leiblicher Eltern zu deren Kindern – sie führen somit eine ‚normale' Eltern-Kind-Beziehung.

‚Normalität' im Umgang mit dem Adoptionsthema ist nach Frau und Herr Borcherts Ansicht sehr zentral. Die Bekanntschaft mit anderen Adoptivfamilien hilft ihnen dabei nicht nur in der ersten Zeit mit den Kindern, sondern bis in die Gegenwart. Durch die Kontakte zu anderen Adoptivfamilien würden auch ihre Kinder sehen, dass sie als Adoptivkinder keine ‚unnormalen' Ausnahmen seien. Gerade der Umstand, dass ihre Beziehungen zu Adoptiveltern sich nicht von denen leiblicher Eltern unterscheiden, sei dabei wichtig:

> Frau Borchert: *„Ja, das ist ja auch das Normale. Inzwischen ist es völlig egal, ob wir uns mit Adoptivfamilien treffen oder… es sind einfach Kinder, es wird sich ausgetauscht, es wird gelacht, es wird geschimpft, geflucht, was weiß ich. Eben, als ob man mit leiblichen Eltern zusammen ist. Jetzt ist es überhaupt gar kein Unterschied mehr. Und für die Kinder ist es auch wichtig. Ich weiß noch, da war der Daniel sieben oder so, da hatten wir auch mal wieder das Thema Adoption und da habe ich ihm gesagt: ‚Na, Franziska und Lara, das sind ja auch alles Adoptivkinder.' Und da guckt er mich groß an, die kannte er alle schon ewig aber hat sich anscheinend nie Gedanken darüber gemacht. Und sagt: ‚Ehrlich? Das sieht man denen ja gar nicht an.' Ich dachte, was denkt der denn, wie der eigentlich aussieht? ‚Wie sollst du das denen denn ansehen?' (lacht) Und darum ist dieses Normale einfach ganz wichtig."* (I-Borchert_1)

Durch die ‚Normalität' von Adoptivfamilien, die sich darin beweist, dass Daniel ihm bekannte Adoptivkinder nicht als solche erkennt, wird auch Daniel deutlich gemacht, dass er nicht im negativen Sinne etwas ‚Besonderes' ist. In einer Phase, in der Daniel sich seiner Adoption und de-

ren Abweichung vom gesellschaftlichen ‚Normalmodell' immer bewusster wird, empfinden Borcherts diesen Umstand als besonders entlastend.

Im Laufe der Jahre erarbeitet sich Familie Borchert ihre ‚Normalität' je nach Entwicklungsphase der Kinder immer wieder neu und – bestätigt durch die positive Bewältigung unterschiedlicher Konflikte – legen Frau und Herr Borchert ihre Sorgen bezüglich der ‚Adoptionsbelastung' ihrer Kinder mehr und mehr ab. Nach einigen unerfreulichen Erlebnissen müssen sie jedoch auch lernen, sich von Vorurteilen in ihrem sozialen Umfeld gegenüber Adoptivkindern zu distanzieren. Wie Englers und Kochs ärgert Frau Borchert sich darüber, dass Adoption häufig zur Universalerklärung für das Verhalten ihrer Kinder gemacht wird:

> Frau Borchert: *„'Man weiß ja nicht wirklich, was in den Kindern steckt…' So was hört man dann natürlich immer auch. Man muss ein bisschen vorsichtig sein, weil die Leute ja gern interpretieren. Also: kuschelt ein Kind sehr viel, ein Adoptivkind, dann muss es unheimlich was nachholen, es ist ganz klar, dass es kuschelt. Kuschelt es nicht, dann ist es klar, weil es ja auch die Vorgeschichte hat, kuschelt es nicht weil es ein Adoptivkind ist. Also, das ist völlig irrsinnig, es gibt wirklich auch bei leiblichen Kindern quer Beet welche. Da muss man ein bisschen vorsichtig sein. Was man lernen muss ist… bei Daniel bin ich immer sehr offen mit dem Thema umgegangen, weil ich dachte, ich muss hundertprozentig dahinter stehen. Was ich bei Natascha dann nicht mehr gemacht habe. Weil Daniel schon auch so manche Situation dadurch gehabt hat, die nicht so schön war. Er ist auch sehr offen damit umgegangen: ‚Ich habe zwei Mütter, die eine wohnt im Himmel, die andere in der XY-Straße.' So. Das hat er in der Schule erzählt. Sogar der Frau hinter der Wurst-Theke bei Meier habe ich erzählt, dass ich gerade ein Kind adoptiert habe. Weil, man ist auch stolz und man freut sich einfach so. Und bei Natascha waren wir dann eben deswegen auch sehr viel vorsichtiger. Das lernt man nachher: Es ist nicht schlimm, einfach auch mal zu lügen. Also, auch wenn jemand sagt: ‚Das ist ja sonderbar, der Daniel ist so dunkel und die Natascha ist so blond…' Entweder geben sich die Leute dann selber ihre Antwort und sagen: ‚Ach ja klar, dein Mann ist ja blond und du dunkel.' Dann sage ich auch wenn ich mit den Leuten sonst nichts zu tun habe: ‚Ja, ja.' Und sonst: ‚Ist halt so.' Ich habe irgendwann auch gelernt, mich nicht mehr immer erklären zu müssen, rechtfertigen zu müssen und trotzdem hinter der Adoption zu stehen. Nicht nur dadurch, dass ich damit sehr offen umgehe."* (I-Borchert_1)

Von Anfang ihrer Adoptivelternschaft an halten Borcherts es für sehr wichtig, die Adoption nicht zu tabuisieren und sie dadurch zu etwas Minderwertigem zu machen. Nicht nur vor ihren Kindern, auch in der Öffentlichkeit treten sie diesbezüglich selbstsicher und freimütig auf. Sie müssen jedoch feststellen, dass Daniels Verhalten deswegen von einigen Personen in seinem sozialen Umfeld auf das Klischee des ‚problembeladenen und fremden' Adoptivkinds hin interpretiert wird. Gleichzeitig erlebt vor allem Frau Borchert Situationen, in denen ihre mütterliche Beziehung zu ihren Kindern sprachlich herabgesetzt wird. Wenn Kinder oder Erwachsene in ihrem sozialen Umfeld von der Adoption Daniels und Nataschas erfahren hätten, sei häufig von der Adoptivmutter und der ‚richtigen Mutter' die Rede gewesen. Ein Sprachmodus, der Natascha auch in der Zeit ihrer Krise gegenwärtig ist und sie verunsichert. Frau Borchert erzählt, Natascha sei immer wieder zu ihr gekommen, habe sie umarmt und *„meine Mama, meine Mama"* gesagt, um sich dann zu unterbrechen und zu fragen, ob sie überhaupt ihre *„richtige Mama"* sei (I-Borchert_1). Frau Borchert erklärt ihren Kindern, dass man nicht von ‚richtigen' und ‚falschen' Eltern sprechen könne. Es gebe einfach unterschiedliche Arten von Eltern. Adoptivkinder hätten Eltern, die sie zur Welt gebracht haben, die aber nicht die Möglichkeit gehabt hätten sie großzu-

ziehen, und Eltern, die sich im Alltag um sie kümmerten und für sie da seien. Frau Borchert ist es wichtig, ihre Kinder nicht dadurch in einen Konflikt zu bringen, dass sie deren leibliche Eltern abwertet. Gleichzeitig vermittelt sie Natascha und Daniel, dass Adoptiveltern vielleicht anders seien, als Eltern leiblicher Kinder, aber genauso ‚richtig'.[81] Insgesamt lernen Borcherts, mit den Informationen über die Adoption ihrer Kinder vorsichtiger umzugehen. Sie machen ihren Kindern deutlich, dass ihre Adoption kein negatives Geheimnis sei; andere Kinder könnten das Wissen über die Adoption aus Unwissenheit oder im Streit jedoch verletzend einsetzen. Herr und Frau Borchert fühlen sich in der Lage, sich argumentativ gegen adoptionsbedingte Vorurteile durchsetzen zu können. Solange Daniel und Natascha jedoch klein sind, so fürchten Borcherts, könnten sie durch ‚Adoptionsklischees' unnötigen und verunsichernden Belastungen ausgesetzt werden. Denn sie erleben mehrere Situationen, in denen sich entfernte Bekannte durch das Wissen über die Adoption ihrer Kinder berechtigt fühlen, mit ungebetenen Interpretationen des Verhaltens ihrer Kinder oder Fragen nach der Qualität ihrer Eltern-Kind-Beziehungen, den gesellschaftlich sanktionierten Schutz der familiären Privatsphäre zu ignorieren. Aus diesen Erfahrungen heraus kommen Herr und Frau Borchert zu dem Schluss, dass das Verschweigen der Adoption ihrer Kinder nicht als Zeichen mangelnder Überzeugung zu verstehen ist, sondern die Durchsetzung eines ‚familiären Grundrechts' darstellt. Durch das Verschweigen der Adoption, gewinnen Borcherts, ähnlich wie Försters, die Kontrolle über die Privatsphäre ihrer Familie zurück.

4.4 Normalisierung von Adoptivelternschaft

Durch die Abweichung von einem gesellschaftlich als ‚normal' wahrgenommenen biologischen Familienmodell haben meine Interviewpartner einen ‚Sonderstatus' bzw. befinden sich in einer *„psychologische[n] Sondersituation"* (I-Senat_2), die es zu ‚neutralisieren' gilt. ‚Normalität' und ‚Unnormalität' sowie ‚Normentsprechung' und ‚Normabweichung' sind kulturell konstruiert und *„intimately associated with the social, political, and moral order"* (Lock 2000: 250; Vgl. Amelang et al. o. J.: 4). Gleiches gilt auch für die ‚normale', biologisch fundierte Familie, wie ich im zweiten Kapitel gezeigt habe. *„A norm"*, so die Sozialphilosophin Judith Butler, *„operates within social practices as the implicit standard of normalization"* (Butler 2004a: 41) – Normen wirken explizit oder implizit als *normalisierendes* Prinzip innerhalb sozialer Praxen:

[81] Judith Modell kommt auf der Basis ihrer Forschung zu dem Schluss, dass erst durch die Konkurrenz zur biologisch basierten Verwandtschaft ‚wirkliche' und ‚unwirkliche' Eltern entstünden. Dieser Gegensatz könne erst überwunden werden, wenn Adoption als etwas Anderes, aber dennoch der biologischen Familie Gleichwertiges anerkannt werde. (Modell 1994: 231-235, 237, Vgl. auch Kapitel 2.3 dieser Arbeit) Genau das ist es, was Frau Borchert an dieser Stelle tut.

> *"The norm governs intelligibility, allows for certain kinds of practices and action to become recognizable as such, imposing a grid of legibility on the social and defining the parameters of what will and will not appear within the domain of the social. "* (Butler 2004a: 41).

Adoptiveltern, dies geht aus meinen Interviews hervor, müssen sich immer neu auf die wechselnden Bedürfnisse ihrer Kinder und auf Konflikte einstellen, die durch das soziale Umfeld ausgelöst werden. Für meine Interviewpartner ist *Normalisierung* ein Prozess, der sie situationsbedingt auf unterschiedliche soziale Praxen zurückgreifen lässt, die von individuellen Handlungen und Überlegungen bezüglich der Adoptionssituation, den Reaktionen des sozialen Umfelds und fachwissenschaftlichen Adoptionsdiskursen beeinflusst sind. Bei meinen Interviewpartnern lässt sich *Normalisierung* als ein ‚dynamischer Entwicklungsprozess auf der Suche nach einem ‚psycho-soziokulturellen Gleichgewicht'[82] definieren (Vgl. Amelang et al. o. J.: 4). *Normalisierung*, so die Soziologin Charis Thompson[83] in Anlehnung an Michel Foucault, ist ein Prozess der Einordnung in- und Ausrichtung bzw. Anpassung an etwas, das als gesellschaftliche ‚Normalität' verstanden wird. *Praxen der Normalisierung* orientieren sich sowohl an Normen als auch an dem, was als ‚normal' wahrgenommen wird (Cussins 1998: 67; Vgl. Butler 2004b: 206): Durch den Selektionsprozess des Adoptionsverfahrens erhalten nur solche Bewerber die Chance, ein Kind zu adoptieren, die den Normen der BAGLJÄ und der jeweiligen Vermittlungsstellen entsprechen bzw. sich ihnen anpassen. Dies zeigt sich auch bei meinen Interviewpartnern: Alle messen einer stabilen, konflikt-

---

[82] Ich lehne mich hier an das Konzept des medizinanthropologischen Forschungsprojekts *Challenges of Biomedicine* zu Praxen der *Normalisierung* bei Organtransplantierten an und zitiere bzw. verweise dabei auf das Manuskript eines Aufsatzes, der voraussichtlich 2008 erscheinen wird (hier ausgewiesen als „Amelang et al. o.J."), mir jedoch freundlicherweise schon jetzt zugänglich gemacht wurde. Vielen Dank an die Autoren! Amelang et al. sprechen von einem *"'physio-psycho-socio-cultural' equilibrium. This equilibrium is preconditioned on continuous disciplined activities and highly socially embedded practices"* (Amelang et al. o.J.: 4).'Regelmäßiges, diszipliniertes Verhalten' hat bei Adoptiveltern nicht den gleichen Stellenwert wie bei Organtransplantierten. Auch die eigene Körperwahrnehmung bzw. der Umgang mit dem eigenen Körper – das ‚physische Gleichgewicht' – spielt für meine Interviewpartner, zumindest in den von mir geführten Interviews, keine Rolle. Dies ist sicherlich zum Teil auf meine Fragestellung zurückzuführen, denn es ging mir in meiner Forschung nicht um Vorstellungen von Fertilität und Infertilität bzw. damit verbunden um Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit. Auch waren die reproduktionsmedizinischen Behandlungen meiner Interviewpartner nur als Vorgeschichte zur Adoptionsbewerbung oder im Vergleich mit ihr Thema. Nach den Aussagen meiner Interviewpartner über ihren Entscheidungsprozess für eine Adoption und meiner Einschätzung der hier vorgestellten Adoptiveltern und Bewerberpaare gehe ich jedoch davon aus, dass die eigene Körperwahrnehmung in Bezug auf ihre Elternschaft keinem Aushandlungsprozess unterliegt – zumindest zum Zeitpunkt der Interviews nicht mehr. Das *„Kapitel"* des leiblichen Kinderwunsches, so drückt es beispielsweise Herr Koch aus, sei ‚endgültig abgeschlossen'. Als Adoptiveltern hätten sie bewusst einen *„anderen Weg"* eingeschlagen. (I-Koch_1)

[83] Charis Thompson wird im Folgenden als ‚Cussins 1998' und ‚Thompson 2005' zitiert, da sie bis vor wenigen Jahren noch unter dem Namen ‚Charis Cussins' veröffentlichte. Ihr Konzept von *Normalisierung* beruht auf ihrer Untersuchung von *Normalisierungsprozessen* in US-amerikanischen Infertilitätskliniken. Charis Thompson arbeitet in ihrer Forschung heraus, wie in reproduktionsmedizinischen Verfahren in Kliniken nicht nur Kinder, sondern auch ‚legitime' Eltern ‚gemacht' werden. Wichtig hierbei, so ihre These, sind Prozesse der *Normalisierung*, *Naturalisierung* und *Routinisierung*. (Cussins 1998: 66f.; Thompson 2005) Bei Adoption handelt es sich zwar um eine ‚nicht-medizinisch assistierte' Art der Familienbildung und meine Forschung beruht nicht auf Beobachtungen im Klinik-Setting bzw. der Beobachtung von Gesprächen im Adoptionsverfahren. Dennoch lässt sich der allgemeine Normalisierungsbegriff Charis Thompsons auf mein Forschungsfeld übertragen. Während ich im Folgenden auf die Dimensionen von *Normalisierung* und *Naturalisierung* im Alltag meiner Interviewpartner eingehen werde, lässt sich auf der Basis meines Materials jedoch nicht sagen, ob *Routinisierung* für meine Interviewpartner eine Praxis der *Normalisierung* darstellt, denn meine Forschung stützt sich in erster Linie auf retrospektive, selbstreflexive Interviews im häuslichen Bereich der Akteure, in denen *Routinisierung* weder von mir noch von ihnen thematisiert wurde.

fähigen und gleichberechtigten Partnerschaft ausnahmslos eine große Bedeutung in der Kindeserziehung bei. Alle vertreten die Ansicht, dass die Wünsche der Eltern sich den Bedürfnissen der Kinder anpassen müssen. Alle halten eine positive Heranführung ihres Kindes bzw. ihrer Kinder an das Adoptionsthema für wichtig und bemühen sich, diese umzusetzen. Alle beweisen in den Interviews mit mir eine große Bereitschaft, über sich selbst zu reflektieren und sich mit unterschiedlichen Fragestellungen und Problematiken selbstkritisch auseinanderzusetzen.[84] Auch äußerlich entsprechen ihre Familien bis zu einem gewissen Grad einer Norm, die durch die Orientierung an der heterosexuellen, biologischen Familie vorgegeben ist, denn ihre Kinder sehen ihnen relativ ähnlich, so dass Außenstehende sie meist für leibliche Kinder halten.[85] Judith Modell spricht in diesem Zusammenhang von einer Imitation biologischer Verwandtschaft durch *„as-if-kinship"* (Modell 1994: 14). Meinen Interviewpartnern geht es dabei jedoch nicht darum, die Adoption ihrer Kinder zu verdrängen, sondern nach außen die Kontrolle über Informationen zu ihrer Familienbildung und der Biographie ihres Kindes bzw. ihrer Kinder bewahren zu können. Im Adoptionsverfahren haben meine Interviewpartner einen massiven Eingriff in ihre Privatsphäre akzeptiert. Zum Teil fühlen sie sich, wie Borcherts, auch nach Abschluss des Verfahrens noch verpflichtet, durch Offenheit über die Adoption(en) zu beweisen, dass sie *„hundertprozentig dahinter stehen"* (I-Borchert_1). Die Adoption als Teil ihrer Familienbildung macht jedoch gleichzeitig einen Kernbereich dessen aus, was als familiäre Privatsphäre verstanden wird. Die Erwähnung der Adoption hebt den Schutz der familiären Privatsphäre zumindest in einigen Situationen in den Augen des Gesprächspartners auf und setzt meine Interviewpartner Einmischungen, Kommentaren und Fragen durch entfernte Bekannte aus, die gegenüber ‚normalen' Familien in der Regel zumindest einer engeren persönlichen Beziehung bedürften. Durch eine selektivere Informationspolitik über die Adoption ihrer Kinder stellen meine Interviewpartner ihre familiäre Privatsphäre wieder her. Erst dadurch werden sie von Außenstehenden ‚normal' behandelt.

Die Mitarbeiter des medizinanthropologischen Projekts *Challenges of Biomedicine* unterteilen auf der Basis ihrer Forschung zu Organtransplantierten drei miteinander verwobene und voneinander beeinflusste Ebenen der *Normalisierung*: *„(1) a personal level, (2) a level of the intimate and (3) anonymous sociality"* (Amelang et al. o. J.: 2). Bei den von mir interviewten Adoptiveltern lassen sich drei ver-

[84] Sicherlich handelt es sich hierbei auch um einen Selektionseffekt meiner Forschung, denn es ist anzunehmen, dass (angehende) Adoptiveltern, die ungern über sich selbst reflektieren und nicht gern diskutieren, auch nicht zur Teilnahme an einer Forschung bereit wären. Meine Forschung kann somit – schon auf Grund der geringen Zahl meiner Interviewpartner – keine generelle Anpassung von Adoptiveltern an diese Norm nachweisen. Dennoch handelt es sich bei diesen Eigenschaften um solche, die von den Adoptionsvermittlungsstellen befürwortet werden. Die Tatsache, dass alle Adoptiveltern das Adoptionsverfahren erfolgreich durchlaufen müssen, und dass tatsächlich alle meine Interviewpartner große Offenheit in den Gesprächen bewiesen, zeigt, dass diese Norm tatsächlich Einfluss auf Adoptiveltern hat.

[85] Diese äußerliche Anpassung an das Bild der biologischen Familie ist nur möglich, weil ich mich auf Interviews mit ‚Inlands-Adoptiveltern konzentriere und keines der von mir interviewten Paare sich für die Adoption eines Kindes anderer ethnischer Herkunft beworben hat. Auch die Vermittlungsstellen versuchen jedoch, Adoptiveltern für die zu vermittelnden Kinder zu finden, die ihnen optisch ähneln. Vgl. Kapitel 2.2.2.

gleichbare Ebenen der *Normalisierung* unterscheiden: Die erste Ebene umfasst das persönliche Verständnis von der eigenen Rolle als Adoptivmutter oder Adoptivvater, im Falle schon älterer Kinder aber auch deren Selbstwahrnehmung als Adoptierte. Die zweite Ebene betrifft den Umgang mit bzw. das Erziehungsverhalten gegenüber dem Kind. Die dritte Ebene bezieht sich auf die Selbstdarstellung als Adoptiveltern gegenüber Außenstehenden, aber auch auf den Umgang mit Reaktionen auf die Adoption im sozialen Umfeld. Die Kenntnis von Fachdiskursen bezüglich Adoptivkindern beeinflusst alle drei Ebenen der *Normalisierung*. Das in den Medien und durch das Adoptionsverfahren und dessen Umfeld vermittelte Bild des Adoptivkinds und seiner Bedürfnisse beeinflusst meine Interviewpartner in ihrer Selbstwahrnehmung als Adoptiveltern, in ihrem Umgang mit ihren Kindern und sowohl ihre Selbstdarstellung als Adoptivfamilie nach außen, als auch die Reaktionen ihres sozialen Umfelds auf Adoptivfamilien.

Auf der Ebene des *„personal level"* (1) sind sowohl Vergleiche mit biologischen Familien, als auch Abgrenzungsprozesse wichtige Elemente der *Normalisierung* der eigenen Rolle als Adoptiveltern. Sowohl Englers als auch Kochs machen sich in unterschiedlichen Situationen klar, dass sie ähnlich gelagerte Probleme wie die, vor denen sie gewarnt werden oder die sie im Alltag erleben, auch mit leiblichen Kindern haben könnten. Frau Borchert stellt durch den Vergleich zwischen sich und den Müttern leiblicher Kinder fest, dass Ärger über das ‚eigene' Kind, sei es leiblich oder adoptiert, ‚normal' ist. Auf der persönlichen Ebene *normalisieren* Englers, Kochs und Borcherts ihre Situation als Adoptiveltern, indem sie sich selbst vor Augen führen, dass ihre familiären Beziehungen und Probleme sich nicht von denen biologischer Familien unterscheiden und nicht zwangsläufig und ausschließlich durch die Adoptionssituation bedingt sind: Sie verweisen darauf, dass auch nicht-adoptierte Säuglinge häufig schreien können, dass sie viele nicht-adoptierte Kinder kennen, die hypermotorische Diagnosen haben, oder, wie zwei Adoptivmütter bei einem Treffen der Adoptionsselbsthilfegruppe, dass ihre Kinder sich nicht mehr auf Süßigkeiten stürzten, als ihre Kita-Freunde bzw. Klassenkameraden (Protokoll Selbsthilfegruppe 6. 11. 2006). Für Försters stellen die Elternbriefe des Arbeitskreises Neue Erziehung (ANE)[86] eine große Entlastung dar. Gerade im ersten Jahr habe die Wiedererkennung der Verhaltensweisen Leons in den Fallbeispielen der Elternbriefe ihnen mehr Selbstsicherheit als Eltern gegeben, da Leon sich offensichtlich ‚normal' und altersgemäß entwickelte (I-Förster_1). In diesen Vergleichen bestätigt sich Judith Modells These, dass die biologische Familie jene ‚normale' Familie ist, an der sich die Adoptivfamilie orientiert. Durch den Vergleich mit der ‚normalen', biologisch fundierten Familie

[86] Der Arbeitskreis neue Erziehung wurde 1946 in Berlin als Initiative von Eltern und Schulreformern (aus dem Bund der Schulreformer, der Montessori-Gesellschaft, der Kinderfreunde-Bewegung und der Arbeiter-Jugend-Bewegung) gegründet. Ziel des Arbeitskreises Neue Erziehung ist es, Eltern dabei zu unterstützen, *„ihre Kinder zu selbstbewussten und wachen Mitgliedern einer demokratischen Gesellschaft zu erziehen"* (www.ane.de/index.php?id=1030&type=98). Die Elternbriefe werden in Berlin und – nach Aussage der ANE-Website – in ca. 160 anderen deutschen Städten und Gemeinden kostenlos verschickt.

wird den Adoptiveltern jedoch bewusst, dass Eltern leiblicher Kinder (annähernd) mit den gleichen Problemen und Konflikten zu kämpfen haben wie sie. Meine Interviewpartner lösen die aktuellen oder potenziellen Probleme mit ihren Kindern auf diese Weise vom Umstand der Adoption ab und machen sie zu ‚ganz normalen' Problemen. So gelingt es ihnen, sich vom Bild des ‚problembeladenen Adoptivkinds' und damit verbundenen Ansprüchen, die von Adoptiveltern die optimale pädagogische Förderung ihrer Kinder verlangen, zu distanzieren – von Ansprüchen, die beispielsweise Frau Borchert zunächst von sich selbst erwarten lassen *„mehr als alle anderen Mütter eine gute Mutter sein"* zu müssen (I-Borchert_1). Auch die Selbstwahrnehmung der heranwachsenden Kinder ist auf diesem *„personal level"* wichtig, wie das Beispiel der Familie Borchert zeigt. Solange sich die Kinder nicht als ‚unnormal' empfinden, müssen auch die Adoptiveltern sich in ihrer Elternrolle nicht in Frage gestellt fühlen.

Die Ebene der *Normalisierung* im Umgang mit den adoptierten Kindern (2) ist eng mit der Selbstwahrnehmung als Adoptiveltern verknüpft. Die *Normalisierung* in der Selbstwahrnehmung als Eltern von Kindern, die sich von leiblichen Kindern nicht nennenswert unterscheiden, führt zu einer *„Gelassenheit"* (I-Koch_1) im Umgang mit den Kindern, die sonst nicht möglich wäre. Wie im Falle Kochs deutlich wird, erfordern auch hier die unterschiedlichen Entwicklungsphasen, die ihre Kinder durchlaufen, immer wieder von neuem die Aushandlung eines Gleichgewichts zwischen einem erzieherischen Verhalten, das die Adoptionsbiographie des Kindes mitbedenkt und einer Selbstkorrektur, die überprüft, ob ein ‚Sonderverhalten' überhaupt produktiv, angebracht oder notwendig ist.

Auf der Ebene der *„anonymous sociality"* (3) ist die am Beispiel der Familie Borchert beschriebene Wiederherstellung der familiären Privatsphäre durch selektive Offenheit bezüglich der Adoption zentral. Auch die Abgrenzung von problemzentrierten Fachwissensdiskursen und von damit verbundenen Einmischungen in die Erziehungskompetenz von Adoptiveltern, wie in den Beispielen Englers und Borcherts, ist auf dieser Ebene eine wichtige Praxis der *Normalisierung* von Adoptivelternschaft. Ebenfalls *normalisierend* wirkt auch der Kontakt zu anderen Familien, die dem Idealbild der bürgerlichen Kleinfamilie nicht entsprechen. Sowohl der regelmäßige Kontakt zu anderen Adoptivfamilien, wie im Falle Borcherts, als auch ein Umfeld, in dem ‚Patchworkfamilien' nichts Besonderes sind, wie im Kindergarten Paul Kochs, hilft den Adoptiveltern und ihren Kindern, den eigenen Sonderstatus als Adoptivfamilie zu ‚neutralisieren'.

Im reproduktionsmedizinischen Kontext, so ein Ergebnis der Forschung Charis Thompsons, stellt *Naturalisierung*[87] ein wichtiges Mittel der *Normalisierung* dar. Als Mittel zur *Normalisierung* des

[87] Als *Naturalisierung* bezeichnet Charis Thompson *"the rendering of states of affairs and facts in a scientific or biological idiom, and to the means by which certain uncertainties, questionings, and contingencies are rendered unproblematic, 'natural', or self-evident."* (Cussins 1998: 67) Die 'Wiedergabe von Zuständen etc. in einer biologischen Sprache' lässt sich in den von mir geführten Interviews kaum beobachten. Kochs Formulierung einer *„mentale[n] Schwangerschaft"* (E-Mail Koch 6.2.2007)

persönlichen Verständnisses als Adoptiveltern (1) und vor allem im Umgang mit denaturalisierenden Reaktionen des sozialen Umfelds (3), lässt sich *Naturalisierung*, im Sinne der Betonung der ‚Selbstverständlichkeit' bestimmter Handlungen oder Gefühle, auch bei meinen Interviewpartnern beobachten. Englers beispielsweise ärgern sich, weil sie es als völlig überflüssig empfinden, dass Adoptiveltern immer wieder zu Körperkontakt mit ihrem Kind angehalten werden. Aus ihrer Sicht ist es ein *„ganz natürlich[es]"* Bedürfnis und *„das normalste von der Welt"* (I-Engler_2), Kindern, insbesondere Kleinkindern, viel Zärtlichkeit geben zu wollen. Der ständige Verweis auf die Notwendigkeit körperlichen Kontakts und die Empfehlung künstlich hergestellter Nähe unterstellt ihnen indirekt das Fehlen ‚natürlicher' Elterngefühle. Adoptivelternschaft wird dadurch *denaturalisiert* und zu etwas ‚Unnormalem' gemacht. Indem Englers sich von der Vorstellung abgrenzen, dass elterliche Gefühle leiblicher Verwandtschaft bedürften, *naturalisieren* sie ihre elterlichen Gefühle für Dorothee und *normalisieren* so die Eltern-Kind-Beziehung zu ihrer Tochter. Gleichzeitig bestätigen sie die als ‚natürlich' und damit ‚normal' wahrgenommene ‚selbstverständliche Entwicklung liebevoller Gefühle' von Eltern gegenüber ihren Kindern. Das ‚Natürliche' wird in diesem Fall ebenso durch das ‚Normale' stabilisiert, wie das ‚Normale' durch das ‚Natürliche' (Vgl. Cussins 1998: 67)[88]. Die Bestätigung von Normalitätsvorstellungen in Bezug auf Elterngefühle führt somit zunächst zur Verfestigung des Stereotyps liebevoll sorgender ‚natürlicher' Eltern. Etwas Ähnliches beobachtet Charis Thompson bezüglich der Anpassung an Männlichkeits- und Weiblichkeitsstereotype in reproduktionsmedizinischen Kliniken.[89] Diese Verfestigung vorgegebener Normalitätsvorstellungen in Bezug auf Elterngefühle geschieht jedoch bei Englers und meinen anderen Interviewpartnern in Abgrenzung von stereotypen Bildern von ‚unnormalen Adoptiveltern-Kind-Beziehungen': Wie in reproduktionsmedizinischen Behandlungen wird auch durch das Adoptionsverfahren bei (angehenden) Adoptiveltern zumindest teilweise der Druck erzeugt, durch perfektes Elternverhalten die eigene Mütterlichkeit bzw. Väterlichkeit unter Beweis zu stellen. Die *Normalisierung* der Elternrolle auf der Ebene des Umgangs mit dem Kind (2)

---

ist das einzige Beispiel, das darauf hindeutet. *Naturalisierung* durch die Feststellung, dass etwas ‚natürlich' oder selbstverständlich sei, lässt sich am Beispiel meiner Interviewpartner dagegen deutlich herausarbeiten.

[88] *"What is 'normal' is very often stabilized by what is 'natural' in this site (for example a mother-and-father family is normative for the clinics because it is assumed to be the natural state of affairs, so clinics do not need to invoke the 'social' convention of marriage in selecting their patient couples; it is sufficient that patients present as stable heterosexual couples). What is normal or normative also helps to fix what is naturalized (for example, compliance with treatment protocols is normative, and failure to suppress even those 'psychological side effects' that are seen as integral to the Western experience of infertility, such as stress, is frequently naturalized as side-effect of taking hormones)."* (Cussins 1998: 67)

[89] Charis Thompson beobachtet in den Kliniken, dass sich häufig gerade Paare, die sich durch Infertilität in ihrer Mutter bzw. Vaterrolle in Frage gestellt fühlten, besonders stereotyp an vorgegebene Männlichkeits- oder Weiblichkeitsstereotype hielten, obwohl Familien- und Elternbilder durch gesellschaftliche Veränderungen sehr flexibel geworden seien. Thompson orientiert sich hier ausdrücklich an Judith Butlers Konzept der *Genderperformativität* (Vgl. Thompson 2005: 117-143) Judith Butler schreibt über *Performativität*: *"[T]here are norms that govern what will and will not be real, and what will and will not be intelligible, they are called into question and reiterated at the moment in which performativity begins its citational practice. One surely cites norms that already exist, but these norms can be significantly deterritorialized through the citation. […]"* (Butler 2004b: 218) In diesem Sinne wäre es auch interessant, (Adoptiv-)Elternschaft genauer auf ihren *performativen* Gehalt hin zu untersuchen.

besteht bei den von mir interviewten Adoptiveltern gerade darin, sich wie Englers von überhöhten und stereotypen Elternidealen und Ansprüchen abzugrenzen und sich, wie beispielsweise Frau Borchert, eine ‚Unvollkommenheit' zuzugestehen, die sie zu ‚normalen' Eltern macht.

So, wie die *Naturalisierung* der *Normalisierung* von Elternschaft im US-amerikanischen Klinikkontext dient, stellt auch die *Denaturalisierung* anderer, potenziell als Eltern in Frage kommender Personen, zur Legitimierung der Elternrolle einer bestimmten Person eine wichtige *Normalisierungspraxis* im reproduktionsmedizinischen Kontext dar, wie Charis Thompson in *Making Parents* herausarbeitet.[90] Auf die Adoption übertragen bedeutet dies, dass Adoptiveltern die leiblichen Eltern ihrer Adoptivkinder *denaturalisieren* müssten, um ihre eigene Elternrolle zu stärken. Eben solche Prozesse arbeiten beispielsweise Judith Modell und die deutsche Erziehungswissenschaftlerin Christine Swientek in ihren Arbeiten heraus: Die abgebenden Eltern bzw. Mütter, so konstatieren sie in ihren in den 1980er und 90er Jahren entstandenen Arbeiten, würden häufig in den Medien, von Sozialarbeitern und Adoptiveltern als unmündige, verantwortungslose Kinder oder zu ‚natürlicher' Elternliebe nicht fähige Egoisten dargestellt.[91] Der Großteil meiner Interviewpartner, sensibilisiert durch die Zeit des Adoptionsverfahrens, die Biographie der eigenen Adoptivkinder oder persönliches gesellschaftspolitisches Engagement, distanziert sich jedoch explizit von solch abwertenden Positionen gegenüber abgebenden Müttern bzw. Eltern. Neben Verständnis für die Situation der leiblichen Eltern ihrer Kinder, Respekt vor dem radikalen Schritt, zu dem sie sich zum Wohl ihres Kindes entschlossen haben und teils persönlichen Sympathien, betonen alle meine Interviewpartner, dass es für die ‚Identitätsentwicklung' ihrer Kinder wichtig sei, sie nicht durch eine abwertende Haltung gegenüber ihren leiblichen Eltern in einen inneren Konflikt zu bringen. Anstatt die eigene Elternrolle durch *Denaturalisierung* der leiblichen Eltern ihres Kindes zu affirmieren, bemühen sich meine Interviewpartner darum, die ‚doppelte Elternschaft' (Vgl. Wild 1998: 263) in Adoptivfamilien wertfrei anzuerkennen. Sprache spielt hierbei eine zentrale Rolle. Frau Borchert spricht beispielsweise gegenüber ihrer Tochter von ‚unterschiedlichen Eltern', anstatt zwischen *„richtigen"* und *„falschen"* (I-Borchert_1) Müttern zu unterscheiden. Auf diese Weise *normalisiert* sie die Situation ihrer Kinder und ihre Situation als Adoptivmutter, ohne die ‚Konkurrenzeltern' abwerten zu müssen.

Die *Normalisierung* von Adoptivelternschaft, so lassen sich die theoretischen Überlegungen Charis Thompsons auf meine Interviewpartner übertragen, *"is taken to include the ways in which the grid of*

---

[90] Charis Thompson schildert beispielsweise einen Fall, in dem die Schwester des Ehemanns einer Kinderwunschpatientin als Leihmutter fungiert. Während des reproduktionsmedizinischen Verfahrens beobachtet Charis Thompson, wie die Schwägerin (die Leihmutter) gegenüber der Kinderwunschpatientin mehrfach ihre Tanten-Rolle für die Zwillinge, mit denen sie schwanger ist, betont. Indem sie ihr Tanten-Verhältnis zu den Zwillingen, die die genetischen Kinder ihres Bruders und ihrer Schwägerin sind, betont, denaturalisiert sie sich selbst als potenzielle Mutter (die ja die Kinder gebären wird) und stärkt damit die Mutter-Rolle ihrer Schwägerin (der Frau ihres Bruders und der genetischen Mutter der Kinder). (Thompson 2005: 169)

[91] Modell 1994: 61-68; Swientek 1986: 30; Swientek 1990; Swientek 1993a: 54-68.

what is already there, and what counts as pre-existing, is produced, recognized, reproduced and changed over time" (Cussins 1998: 67). Es ist nicht nur das Bild ‚natürlicher' Elternschaft, das sich durch die *Normalisierungspraxen* von Adoptiveltern wie meinen Interviewpartnern ändert, sondern auch die Ausgestaltung der Adoptivelternrolle durch die Adoptiveltern. Den in diesem Kapitel vorgestellten Adoptivelternpaaren gelingt es gerade dadurch, Normalität in ihrem Selbstverständnis und familiären Alltag herzustellen, dass sie sich bewusst mit der Adoptionssituation auseinandersetzen, ohne sich die Legitimität als Eltern ihrer Kinder absprechen zu lassen.

5. Resümee

In dieser Arbeit habe ich anhand der Untersuchung der gesetzlichen und institutionellen Voraussetzungen der Adoption in Deutschland bzw. in Berlin und auf der Basis von Interviews mit Adoptionsvermittlern und Adoptiveltern herausgearbeitet, mit welchen gesellschaftlichen Vorstellungen von Familie und (Adoptiv-)Kindern sich (angehende) Adoptiveltern auseinandersetzen müssen und welchen Einfluss dies auf ihr Selbstverständnis als Adoptiveltern und ihren familiären Alltag hat. In diesem Kapitel werde ich die Ergebnisse meiner Untersuchung anhand der in der Einleitung aufgeworfenen Fragen abschließend zusammenfassen.

Kriterien und Normen für Adoptiveltern sind nur in geringem Maß gesetzlich festgelegt. Entscheidend ist der 1976 zum Prinzip der Adoptionsvermittlung erklärte Grundsatz des *Kindeswohls* als Leitprinzip der Adoptionsvermittlung. Alle Kriterien an Adoptiveltern müssen auf der Basis psychologischen und erziehungswissenschaftlichen Fachwissens und eines *„gesellschaftlichen ‚Grundkonsens' über […] angemessenes Elternverhalten"* (Staudinger/Coester (2000) § 1666 Rn 69), am *Kindeswohl* ausgerichtet sein. Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ stellen für die Berliner Adoptionsvermittlungsstellen eine gewisse *Standardisierung* des Adoptionsverfahrens dar. Durch die Formulierung konkreter Normen können relativ gleichbleibende Kriterien aufgestellt werden, die Adoptionsbewerber erfüllen müssen. Die von mir interviewten Adoptionsvermittler selbst sehen ihre Aufgabe bei der Adoptionsvermittlung in der *„Minimierung von Risiken"* (I-Senat_2). Daraus resultiert ein *präventiver* Anspruch im Adoptionsverfahren, der eine restriktive Auslegung der in den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* aufgeführten Kriterien für Adoptiveltern nach sich zieht. Ziel ist nicht nur die Vermeidung von für das Kind ungünstigen Lebenssituationen, sondern der Ausschluss möglichst aller Konstellationen, die sich potenziell ungünstig entwickeln könnten. Zur Norm wird dabei das Modell der heterosexuellen bürgerlichen Kleinfamilie erklärt. Auch wo die Alltagserfahrung am Beispiel von unehelichen oder homosexuellen Familien, in Wohngemeinschaften lebender oder Patchworkfamilien zeigt, dass dies längst nicht mehr die einzige ‚normale' Familie ist, wird dieses Familienmodell unter Verweis auf dadurch vermiedene potenzielle ‚Zusatzrisiken' – zumindest in Berlin, wo die Zahl der Adoptionsbewerber die der zur Adoption freigegebenen Kinder um ein vielfaches übersteigt – zur Norm für Adoptiveltern gemacht.

Aus den gesetzlichen Richtlinien, den *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* der BAGLJÄ und den Aussagen der Vermittler wird deutlich, dass das gesellschaftliche ‚Normalmodell' aus ihrer Perspektive die im 18. und 19. Jahrhundert entstandene, biologisch fundierte, bürgerliche Kleinfamilie ist. Dies ist das Modell, an dem sich die Idealvorstellung der Adoptivfamilie orientiert. Rechtlich ist die Adoptivfamilie der biologischen Familie zwar gleichgestellt, wegen einer biologischen

Verwandtschaftsvorstellung, die nicht wie im malaysischen Beispiel Janet Carstens von veränderlicher *Substanz* ausgeht, kann Adoption in Deutschland jedoch immer nur im Sinne einer ‚Notlösung' verstanden werden. Diese ‚Notlösung' verweist auf ein Trauma des Adoptivkindes, das durch die Adoption entstanden ist. Die ‚Identität' des Adoptivkindes setzt sich diesem Verständnis zufolge aus Bausteinen zusammen, wie der genetischen Herkunft, dem Namen, gelebter Biographie und dem Wissen über die Biographie der genetischen Eltern. Durch den mit der Adoption entstandenen ‚Identitätsbruch' wird das Adoptivkind potenziell zum Problemkind. Aufgabe der Adoptiveltern ist es, seine Mangelerfahrung aufzufangen und es aktiv darin zu unterstützen, seine Adoptionsgeschichte positiv in sein Selbstbild zu integrieren. Dieses Bild des ‚problembeladenen' Adoptivkinds wird auch durch Mediendarstellungen ‚gescheiterter' Adoptivkinder verstärkt, in denen die Ursache für das Scheitern im Trauma der Adoption gesucht wird. Eine solche gesellschaftliche Wahrnehmung der Adoption spiegelt sich beispielsweise in Deutungen des Verhaltens von Adoptivkindern als ‚adoptionsbedingt' und in der Erfahrung, dass Adoption schnell zur Universalerklärung für alles gemacht werde, wie Familie Borchert es erlebt.

Trotz einer relativ normativen Ausrichtung am Modell der bürgerlichen Kleinfamilie haben die Adoptionsvermittlungsstellen kein Partnerschaftsverständnis, das an konservativen Rollenmodellen orientiert ist. Die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* verlangen zwar von mindestens einem der beiden Elternteile die Bereitschaft, sich gemäß den Bedürfnissen des Kindes zeitweise aus dem Berufsleben zurückzuziehen, um voll für das Kind verfügbar zu sein. Die Vermittlungsstellen propagieren jedoch keinesfalls das Modell der ‚Hausfrauenehe'. Gerade im Hinblick auf die Stabilität der Familie wird auf eine gleichberechtigte Partnerschaft Wert gelegt. Auch wenn die Adoptionsbewerber in der Aufteilung ihrer elterlichen Aufgaben von Seiten der Vermittlungsstellen relativ frei sind, werden jedoch sehr konkrete psychologische, soziale und intellektuelle Fähigkeiten von ihnen erwartet und mithilfe des Adoptionsverfahrens auch durchgesetzt: Adoptionsbewerber müssen sich gegenüber den Vermittlern offen, tolerant, reflexionsfähig und selbstkritisch zeigen. Sie müssen beweisen, dass sie mit Konflikten umgehen und sie bewältigen können. Sie müssen sich über ihre Gründe und Hoffnungen bezüglich der Adoption im Klaren sein und dies in Worten ausdrücken können, die aus Sicht der Vermittler dem Thema angemessen sind.

Wie ich am Beispiel Lerchs und Försters gezeigt habe, stellt die Unsicherheit und die lange Wartezeit des Adoptionsverfahrens für viele Adoptionsbewerber eine große Belastung dar. Eine deutliche Verunsicherung wird bei den Bewerbern vor allem dann ausgelöst, wenn der Ablauf des Verfahrens oder die Vorgaben der Vermittler unklar sind. Die Nachvollziehbarkeit der Verfahrensinhalte und gute Information über den Verfahrensablauf erleichtert den Bewerbern die Akzeptanz des Verfahrens. In Phasen jedoch, in denen das Adoptionsverfahren als belastend empfunden wurde, so mehrere meiner Interviewpartner, hätten sie gegen Ärger darüber ankämpfen

müssen, selbst ein invasives und aufwändiges Eignungsverfahren durchstehen zu müssen, während andere Eltern ‚einfach so' Kinder bekämen. Dennoch erklären alle meine Interviewpartner ihre Einsicht in den Sinn des Adoptionsverfahrens zum Schutz der Kinder vor Missbrauch und Verwahrlosung. Auch die persönliche Beziehung zu ihrer jeweiligen Adoptionsvermittlerin hat einen großen Einfluss auf die Akzeptanz des Adoptionsverfahrens. Die meisten meiner Interviewpartner erzählen, nie das Gefühl gehabt zu haben, dass im Adoptionsverfahren Inhalte abgefragt wurden, die für das spätere Familienleben irrelevant seien, viele entwickeln sogar ein sehr positives Verhältnis zu ihrer Vermittlerin. Ihre Adoptionsvermittlerin, so beispielsweise Herr Förster, sei ihm und seiner Frau menschlich sympathisch gewesen *„und ein sympathischer Mensch darf Fragen stellen"* (I-Förster_1). Persönliche Sympathien und Antipathien sind angesichts des Machtverhältnisses zwischen Adoptionsvermittlern und Adoptionsbewerbern nicht irrelevant im Verfahren, dies wird auch von den Adoptionsvermittlungsstellen selbst thematisiert. Auch in dieser Hinsicht wirken jedoch die *Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung* legitimierend, da durch sie erstens ein Maßstab für Adoptiveltern festgelegt wird, der eine distanzierte Vergleichbarkeit zwischen den Bewerbern herstellen soll, und zweitens sichergestellt ist, dass in der Vermittlungsstelle mehrere Vermittler angestellt sind, die sich gegebenenfalls untereinander beraten können oder es den Bewerbern ermöglichen, den Vermittler zu wechseln. Was an Spielraum für persönliche Sympathien und Antipathien bleibt, wird mit dem Anspruch gerechtfertigt, dass Adoptionsbewerber offen und auch in Bezug auf ein Adoptivkind fähig sein sollten, sich auf verschiedene Persönlichkeitstypen einzulassen. Der wichtigste Faktor für die Akzeptanz des Adoptionsverfahrens, so lässt sich aus meinen Interviews schließen, ist dessen *präventiver* Charakter: Es liegt nicht nur im Interesse eines abstrakten Kindeswohls, die Eltern zu finden, die den Bedürfnissen eines Kindes am ‚besten entsprechen'. Um die Wunschvorstellung einer ‚glücklichen Familie' verwirklichen zu können, liegt es auch im Interesse der Adoptionsbewerber später in einer familiären Konstellation zu leben, die möglichst wenig Konfliktpotenzial bietet.

Alle meine Interviewpartner, auch Englers, die eine übergroße Problematisierung der Adoption im Adoptionsverfahren bemängeln, zeigen großes Verantwortungsbewusstsein dafür, den adoptionsabhängigen und adoptionsunabhängigen Bedürfnissen ihrer Kinder gerecht zu werden. Am Beispiel Lerchs und Försters wird deutlich, dass die präventive Vorbereitung der Adoptiveltern auf potenzielle Probleme mit Adoptivkindern Ängste schüren kann, die sich teils im Zusammenleben mit dem Kind auflösen, teils jedoch als abstrakte Furcht vor zukünftigen Problemen oder zumindest als mögliche Erklärung für eventuell auftauchende Konflikte bleiben. Der präventive Charakter des Adoptionsverfahrens erzeugt zwar eine besondere Sensibilität für Adoptionsfragen und für die aktive Auseinandersetzung mit dem Anspruch der positiven Integration des Themas in die Adoptivfamilie durch die Adoptiveltern. Durch die Vermittlung des Präventionsbedarfs im

Adoptionsverfahren wird jedoch auch die Sondersituation der Adoptivfamilie betont. An den Beispielen Englers, Försters und Borcherts ist deutlich geworden, dass es in Adoptivfamilien eines aktiven Prozesses der *Normalisierung* bedarf. Meine Interviewpartner *normalisieren* ihre ‚Sondersituation' durch die Abgrenzung von der Erklärung aller Probleme mit dem Kind durch den Umstand der Adoption. Sie wägen ab zwischen der Anerkennung von Besonderheiten und der Feststellung, dass sich das Leben mit Adoptivkindern nicht von dem mit leiblichen Kindern unterscheidet und grenzen sich von eigenen und fremden Perfektionsansprüchen ab. Alle von mir interviewten Paare versuchen ihre Kinder sehr bewusst positiv zu fördern – nicht nur bezüglich der Verarbeitung der Adoptionssituation. Dies, so der Soziologe Thomas Meyer in einem Artikel über ‚moderne Elternschaft', sei ein allgemeines Charakteristikum des Anspruchs an Eltern der *„'modernen', ‚gebildeten' Mittelschichten"* (Meyer 2002: 40f.). Der Vergleich der von der BAGLJÄ formulierten Ansprüche an Adoptiveltern mit allgemeinen psychologischen und erziehungswissenschaftlich formulierten Ansprüchen an Eltern unterstützt diese These. Das Adoptionsverfahren stellt jedoch einen Vorgang dar, der die Auseinandersetzung mit diesen Ansprüchen an Eltern zusätzlich fördert.

Die Standardisierung des Adoptionsverfahrens durch den festgelegten Ablauf und die Ausformulierung der Normen für Adoptiveltern ermöglicht die Auswahl von Adoptionsbewerbern, die diesen Normen entsprechen bzw. bereit und in der Lage sind, sich ihnen anzupassen. Auch am Beispiel meiner Interviewpartner wird deutlich, dass bei aller Unterschiedlichkeit der Paare die Normen der Offenheit, Reflexionsbereitschaft, der partnerschaftlichen Stabilität und der Bereitschaft, sich auf die Bedürfnisse des Kindes einzulassen, erfüllt werden. Auch die Orientierung dieser Familien bzw. zukünftigen Familien an der Norm der biologisch basierten bürgerlichen Kleinfamilie ist gegeben. Gleichzeitig beinhaltet der am Beispiel Englers, Kochs und Borcherts herausgearbeitete *Normalisierungsprozess* jedoch auch eine aktive Abgrenzung von problematisierenden Bildern von Adoptivkindern oder von Ansprüchen an Adoptiveltern, die für nicht sinnvoll oder unerfüllbar gehalten werden. Der Vergleich mit biologischen Familien spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle: Da die biologische Familie das gesellschaftlich akzeptierte ‚Normalmodell' darstellt, verhilft gerade der Hinweis darauf, dass bestimmte Probleme in Adoptivfamilien genauso in biologischen Familien auftreten könnten, meinen Interviewpartnern dazu, sich gegen das Bild der defizitären Adoptivfamilie abzugrenzen. Auf der einen Seite wird dadurch die normierende Instanz der biologischen Familie bestätigt, auf der anderen Seite wird das Bild der ‚normalen Familie' auf diese Weise um das Modell der Adoptivverwandtschaft erweitert. Die ‚normale Familie' wird reproduziert und gleichzeitig verändert.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der *Normalisierung* von Adoptivelternschaft, dies habe ich am Beispiel Borcherts gezeigt, ist die Rückgewinnung der familiären Privatsphäre. Das Adoptionsverfah-

ren macht die temporäre Öffnung der Privatsphäre der Bewerber für die Adoptionsvermittler unumgänglich. Borcherts machen jedoch deutlich, dass auch lange nach dem Adoptionsverfahren allein das Sprechen über die Adoption der eigenen Kinder teilweise zu Übergriffen auf die familiäre Einheit führt. Eine andere Adoptivmutter erzählte mir im Interview, dass sie von Personen, denen sie sage, dass ihr Sohn adoptiert sei, fast immer in *„tiefgründige Gespräche"* verwickelt werde, die sie mit *„Hinz und Kunz"* (I-Lehmann_1) überhaupt nicht führen wolle – angefangen bei der Frage, warum sie kein leibliches Kind bekommen konnte bis dahin, ob sie ein adoptiertes Kind so lieben könne wie ein leibliches. Sie empfindet diese Situationen als *„Seelenstriptease"* (I-Lehmann_1). Diese fehlende Zurückhaltung von entfernten Bekannten, ausgelöst durch das Wissen um den Adoptionshintergrund der jeweiligen Familien, verhindern meine Interviewpartner in erster Linie durch selektive Informationspolitik, wie ich am Beispiel Borcherts gezeigt habe.

In seinem Aufsatz über ‚moderne Elternschaft' spricht der Soziologe Thomas Meyer eine weitere Dimension der familiären Privatsphäre an. Traditionell werde die Familie als *„Inbegriff der Privatheit"* verstanden, die das *„Gegenprinzip der rationalen und instrumentell orientierten Organisationswelt der Öffentlichkeit"* verkörpere."*[I]n Anbetracht der Wandlungen des Eltern-Kind-Systems"*, so Thomas Meyer, erscheine diese Vorstellung jedoch *„immer problematischer"* (Meyer 2002: 40). Auch im Adoptionsverfahren wird dieser Konflikt deutlich. Im Kapitel über die ‚notwendige' Wahl eines Kindes wurde gezeigt, dass ‚instrumentelle Wunschlisten' für einen bestimmten Kindertyp kaum mit dem Tabu von Konsumvorstellungen in Bezug auf Kinder vereinbar sind. Dennoch erfordert gerade der präventive Anspruch des Adoptionsverfahrens die Formulierung persönlicher Vorstellungen und Wünsche in Bezug auf ein Kind. Meinen Beobachtungen zufolge wird die Bewältigung dieses Paradoxons zum einen durch einen Sprachmodus ermöglicht, den ich als ‚Bildsprache der Gabe' bezeichne. Zum anderen wird die Berücksichtigung teils egoistischer Wünsche in Bezug auf Kinder mit der Notwendigkeit präventiver Vorsorge zum Wohl des Kindes und zur Vermeidung krisenanfälliger Familienkonstellationen begründet. Durch die ‚Bildsprache der Gabe' wird der Wahl des Kindes der instrumentelle Charakter genommen und so die Abhebung der privaten Familienwelt von der *„Organisationswelt der Öffentlichkeit"* akzentuiert.

Gemäß dem geltenden deutschen Recht darf der Staat nur in den Privatbereich der Familie eingreifen, wenn das *Kindeswohl* akut gefährdet ist. Im Adoptionsverfahren ist der Staat in Form der Adoptionsvermittlungsstellen deswegen präsent, weil die Sorge für das Wohl des zur Adoption freigegebenen Kindes solange in den Händen der Vermittlungsstelle liegt, bis die Adoption durch die Adoptiveltern vollzogen wurde. Nach der abgeschlossenen Adoption zieht sich die Vermittlungsstelle zurück. Wie ich im dritten und vierten Teil dieser Arbeit gezeigt habe, wirken jedoch die zum Teil im Zusammenhang mit dem Adoptionsverfahren verinnerlichten Ansprüche an Adoptiveltern auch nach dem Adoptionsverfahren fort. Weder während des Verfahrens noch

nach Abschluss der Adoption sind (angehende) Adoptiveltern regelmäßigen ‚staatlichen Kontrollen' ihrer Fähigkeit zur Elternschaft ausgesetzt. Stattdessen wird im Adoptionsverfahren ein *Subjektivierungsprozess* gefördert, der zur Verinnerlichung der im Adoptionsverfahren vermittelten Normen und psychologisch und erziehungswissenschaftlich begründeten Ansprüche an Adoptiveltern führt. Thomas Meyer (2002) konstatiert die Ausrichtung am Wissen von *„Erziehungsexperten"* (Meyer 2002: 42) auch für ‚moderne' Eltern leiblicher Kinder. Er spricht von einer *„Semiprofessionalisierung"* (Meyer 2002: 42) der Elternschaft durch Elternbildungsprogramme, Elternzeitschriften, Ratgeber, Elternbriefe und vieles mehr. In all diesen Medien der Vermittlung von Erziehungswissen gehe es darum, *„das Wohlergehen und Glück der Kinder, ihre Personwerdung, Identitätsbildung und Individualitätsansprüche mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu fördern; die Kinder in ihrer Eigenart wahrzunehmen und anzusprechen, ihre Wünsche zu achten, und das alles auch dann, wenn sich dies mit dem Zurückstellen eigener Begehrlichkeiten verbindet"* (Meyer 2002: 42). – Dies ist eine Botschaft, die auch im Adoptionsverfahren vermittelt wird. Ungeachtet der Diskussion um mehr Kontrollen zum Schutz so genannter *„hochgefährdete[r] Kinder"* (Fleischhauer et al. 2006: 21), die potenziell unter Misshandlung, Verwahrlosung oder Schlimmerem zu leiden haben, lässt sich das Verhältnis zwischen Staat und Familie in den von mir untersuchten Adoptivfamilien als nicht ‚kontrollierend', sondern *gouvernemental* regulierend bezeichnen. Das Adoptionsverfahren ist somit viel mehr, als es das eingangs von mir vorgeschlagene Bild des regelmäßig zu wiederholenden Kontrollsystems ‚TÜV' suggeriert. Anstelle regelmäßiger Kontrollen *aktiviert* das Adoptionsverfahren die Bewerber zu dauerhafter *Selbstsorge*. Neben der eigenen Idealvorstellung familiären Zusammenlebens ist es auch diese präventive Selbstsorge, die ihnen die Herstellung von Normalität im Alltag mit ihren Kindern wichtig erscheinen lässt. Diese *Normalisierung* wird meinen Interviewpartnern jedoch durch eine gesellschaftliche Wahrnehmung der Adoptivfamilie erschwert, die ich am Beispiel Englers als *Othering*, ein Unterschiede und Defizite gegenüber biologischen Familien betonendes Bild der Adoptivfamilie, herausgearbeitet habe. In einem sehr aktiven Prozess der Überprüfung eigener Wünsche und Ideale, Erwartungen an Elternschaft und gesellschaftlicher Vorstellungen von Adoptivfamilien wachsen meine Interviewpartner in ihre Rolle als (Adoptiv-)Eltern hinein. Im Verlauf des Adoptionsverfahrens und im Zusammenleben mit ihren Kindern stellen sie durch Aufgreifen, Abgrenzung und Umformulierung gesellschaftlicher Normen von Familie und Elternschaft Normalität in ihrem Familienalltag her – so wie *„andere Eltern auch"* (I-Förster_2).

Literaturverzeichnis

Ade, Barbara: … die, die auszogen sich selbst zu finden. Biographien erwachsener Adoptierter asiatischer Herkunft. Familiale und soziale Integration, Herkunftssuche und Identitätsfindung. Einblicke und Hinweise für Adoptionsvermittler, Therapeuten, Adoptierte, Adoptiveltern und zukünftige Adoptiveltern, Idstein 2000.

Alber, Erdmute: "The real parents are the foster parents". Social parenthood among the Baatombu in Northern Benin, in: Bowie, Fiona (Hg.), Cross-Cultural Approaches to Adoption, London 2004: 33-47.

Amelang, Katrin/ Anastasiadou-Christophidou, Violetta/ Beck Stefan/ Constantinou, Costas/ Johansson, Anna/ Lundin, Susanne: Learning to eat strawberries in a disciplined way. Normalization practices following organ transplantation, Manuskript, o. J.

Anagnost, Ann: Scenes of Misrecognition: Maternal Citizenship in the Age of Transnational Adoption, in: Positons 8: 2, Herbst 2000: 389-421.

Anderson, Astrid: Adoption and belonging in Wogeo, Papua New Guinea, in: Bowie, Fiona (Hg.), Cross-Cultural Approaches to Adoption, London 2004: 111-125.

Baran, Annette/ Pannor, Reuben/ Sorowsky, Arthur: Adoption. Zueinander kommen – miteinander leben. Eltern und Kinder erzählen, Reinbeck 1982.

Bausinger, Hermann: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit, in: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 76, 1980: 1-21.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: Vom Kinderwunsch zum Wunschkind, in: Brähler, Elmar/ Stöbel-Richter, Yve/ Hauffe, Ulrike (Hgg.): Vom Stammbaum zur Stammzelle. Reproduktionsmedizin, Pränataldiagnostik und menschlicher Rohstoff, Gießen 2002: 11-27.

Beierling, Birgit: Adoption als sozialer Prozess – Erfahrungen und Probleme von Adoptiveltern, Essen 1992.

Borneman, John: Belonging in the two Berlins: Kin, state, nation, Cambridge 1992.

Bowie, Fiona: Adoption and the circulation of children: a comparative perspective, in: Bowie, Fiona (Hg.): Cross-Cultural Approaches to Adoption, London 2004: 3-20.

Brand, Ulrich: Governance, in: Bröckling, Ulrich/ Krasmann, Susanne/ Lemke, Thomas (Hgg.): Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main 2004: 111-117.

Braun, Kathrin: Menschenwürde und Biomedizin. Zum philosophischen Diskurs der Bioethik, Frankfurt am Main 2000.

Bröckling, Ulrich/ Krasmann, Susanne/ Lemke, Thomas: Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung, in: Dies. (Hgg.), Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt am Main 2000: 7-40.

Bröckling, Ulrich: Prävention, in: Bröckling, Ulrich/ Krasmann, Susanne/ Lemke, Thomas (Hgg.): Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main 2004: 210-215.

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (**BAGLJÄ**) (Hg.): Arbeitsordnung, Mainz 2005.

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (**BAGLJÄ**) (Hg.): Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung, 4., neu bearbeitete Auflage, Köln 2003.

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (**BAGLJÄ**) (Hg.): Empfehlungen zur Adoptionsvermittlung, 5., neu bearbeitete Auflage, Kiel 2006.

Bundesärztekammer (Hg.): (Muster-)Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion. Novelle 2006, in: Deutsches Ärzteblatt. Jg. 103, Heft 20, 20. 5. 2006: 1392-1403.

Butler, Judith: Gender Regulations, in: Dies.: Undoing Gender, New York 2004a: 40-56.

Butler, Judith: The Question of Social Transformation, in: Dies.: Undoing Gender, New York 2004b: 204-231.

Carp, Wayne E.: Adoption in America. Historical Perspectives, Michigan 2002.

Carsten, Janet: „Kowing where you´ve come from“: Ruptures and continuities of time and kinship in narratives of Adoption Reunions, in: JRAI (N. S.) 6, 2000: 687-703.

Carsten, Janet: After Kinship, Cambridge 2004.

Castañeda, Claudia: Incorporating the Transnational Adoptee, in: Novy, Marianne (Ed.): Imagining Adoption: Essays on Literature and Culture, Michigan 2001: 277-299.

Cussins, Charis: Producing Reproduction: Techniques of Normalization and Naturalization in Infertil-ity Clinics, in: Franklin, Sarah/ Ragoné, Helena (Ed.): Reproducing Reproduction. Kinship, Power, and Technological Innovation, Philadelphia 1998: 66-101.

Demian, Melissa: Transactions in rights, transactions in children: a view of adoption from Papua New Guinea, in: Bowie, Fiona (Hg.), Cross-Cultural Approaches to Adoption, London 2004: 97-110.

Dettenborn, Harry: Kindeswohl und Kindeswille: psychologische und rechtliche Aspekte, München 2001.

Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, sechste Auflage, Hamburg 2000.

Dunn, Elizabeth: Standards and Person-Making in east central Europe, in: Collier, Stephen J. / Ong, Aihwa (Hgg.): Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems, Oxford 2005: 173-193.

Ebertz, Beate: Adoption als Identitätsproblem. Zur Bewältigung der Trennung von biologischer Herkunft und sozialer Zugehörigkeit, Freiburg 1987.

Finkler, Kaja: Experiencing the New Genetics, Philadelphia 2000.

Generalbundesanwalt (Hg.): Internationale Adoption. Hinweise zum Haager Übereinkommen vom 29. Mai 1993 über den Schutz von Kindern und die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der internationalen Adoption.

Gestrich, Andreas: Neuzeit, in: Gestrich, Andreas, Krause, Jens-Uwe, Mitterauer, Michael, Geschichte der Familie, Stuttgart 2003: 364-656.

Golomb, Egon/ Geller, Helmut: Adoption zwischen gesellschaftlicher Regelung und individuellen Erfahrungen, Essen 1992.

Graumann, Sigrid: Von Kinderwünschen und Wunschkindern – eine feministisch-sozialethische Reflexion der medizinisch-technischen Kontrolle von Zeugung und Schwangerschaft, in: Graumann, Sigrid/ Schneider, Ingrid (Hgg.): Verkörperte Technik – Entkörperte Frau. Biopolitik und Geschlecht, Frankfurt am Main 2003: 66-78.

Günther, Stefan: Der Kindeswohlbegriff als Zulässigkeitskriterium für die In-vitro-Fertilisation, Frankfurt am Main 1996.

Guoth-Gumberger: Behutsam an die Brust, in: Deutsche Hebammenzeitschrift, Nr. 11, 2005: 30-32.

Hartfiel, Günter/ Hillmann, Karl-Heinz: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1982.

Helfferich, Cornelia: Planbarkeit – ein Mythos? Anmerkungen zu einer Geschichte der Planbarkeit und zu Alltagsvorstellungen von Frauen, in: Graumann, Sigrid/ Schneider, Ingrid (Hgg.): Verkörperte Technik – Entkörperte Frau. Biopolitik und Geschlecht, Frankfurt am Main 2003: 197-211.

Hieb, Anabel Eva: Die gespaltene Mutterschaft im Spiegel des deutschen Verfassungsrechts – Die verfassungsrechtliche Zulässigkeit reproduktionsmedizinischer Verfahren zur Überwindung weiblicher Unfruchtbarkeit – Ein Beitrag zum „Recht auf Fortpflanzung", Berlin 2005.

Hirschberg, Walter: Wörterbuch der Völkerkunde, Grundlegend überarbeitete und erweiterte Neuausgabe, Berlin 1999.

Hohnerlein, Eva-Maria: Internationale Adoption und Kindeswohl. Die Rechtslage von Adoptivkindern aus der Dritten Welt in der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Ländern, Baden-Baden 1991.

Hopf, Christel: Qualitative Interviews – ein Überblick, in: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Steinke, Ines (Hgg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Hamburg 2000: 349-360.

Hormann, Elizabeth: Zwischen Realismus und Empathie, in: Deutsche Hebammenzeitschrift, Nr. 11, 2005: 7-9.

Hormann, Elizabeth: Sich binden und gebunden werden, in: Deutsche Hebammenzeitschrift, Nr. 11, 2005a: 26-28.

Howell, Signe: Self-Conscious Kinship: Some Contested Values in Norwegian Transnational Adoption, in: Franklin, Sarah/ McKinnon, Susan: Relative Values. Reconfiguring Kinship Studies, London 2001: 203-223.

Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie, 2., aktualisierte Auflage, München 2003.

Klingenstein, Katja: Kulturelle Identität und Kindeswohl im deutschen internationalen Adoptionsrecht, Frankfurt a. M. 2000.

Kloster, Ingrid: Besondere Eltern, in: Deutsche Hebammenzeitschrift, Nr. 11, 2005: 24-25.

Kühl, Wolfgang: Adoptionserfolg bei Adoptivkindern fremdländischer Herkunft, Frankfurt am Main 1990.

Landesjugendämter Berlin und Brandenburg (Hrsg): Adoption – ein Weg?! Informationen für Adoptivbewerber, ohne Ort und Jahr.

Leger, Elke: Zeitmanagement: Wie Kinder lernen, mit Zeit umzugehen, in: Das Online-Familienhandbuch, http: //www. familienhandbuch. de/cmain/f_Aktuelles/a_Erziehungsfragen/s_891. html, letzte Änderung 6. 12. 2005 (Zugriff 12. 2. 2007).

Lemke, Thomas: Neoliberalismus, Staat und Selbsttechnologien. Ein kritischer Überblick über die governmentality studies, in: Politische Vierteljahresschrift, 41. Jg. (2000), Heft 1: 31-47.

Lock, Margaret: Accounting for Disease and Distress: Morals of the Normal and Abnormal, in: Albrecht, Gary/ Fitzpatrick, Ray/ Scrimshaw, Susan (Hgg.): Handbook of Social Studies in Health and Medicine, London 2000: 259-276.

Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1990.

Melosh, Barbara: Strangers as Kin. The American Way of Adoption, Cambridge 2002.

Meyer, Thomas: Moderne Elternschaft – neue Erwartungen, neue Ansprüche, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 2002, Heft 22-23: 40-46.

Mimra, Stefanie: Adoption – Eine Herausforderung für die Identität. Adoptierte zwischen Verleugnung und Integration ihrer biologischen Herkunft, Linz 1997.

Modell, Judith: Kinship with Strangers. Adoption and Interpretations of Kinship in American Culture, Berkeley 1994.

Notermans, Caterien: Fosterage and the politics of marriage and kinship in East Cameroon, in: Bowie, Fiona (Hg.), Cross-Cultural Approaches to Adoption, London 2004: 48-63.

Novy, Marianne: Introduction, in: Novy, Marianne (Ed.): Imagining Adoption: Essays on Literature and Culture, Michigan 2001.

Oberloskamp, Helga: Wir werden Adoptiv- oder Pflegeeltern. Rechtliche Erfordernisse, Folgen, Vermittlungsverfahren, vierte Auflage, München 2000.

Opp, K. -D.: Norms, in: International Encyclopedia of the Social and Behavioural Sciences, Amsterdam/New York 2001: 10714-10720.

Rerrich, Maria: Familie, in: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Kneupp, Heiner/ Rosenstiel, Lutz von/ Wolff, Stephan (Hgg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München 1991: 348-351.

Schmidt-Semisch, Henning: Risiko, in: Bröckling, Ulrich/ Krasmann, Susanne/ Lemke, Thomas (Hgg.), Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main 2004: 222-227.

Schneider, David: Kinship, Nationality, and Religion in American Culture: Toward a Definition of Kinship, in: Dolgin, Janet/ Kemnitzer, David/ Schneider, David (Hgg.): Symbolic Anthropology. A Reader in the Study of Symbols and Meanings, New York 1977: 63-71.

Schneider, David: American Kinship: A Cultural Account, 2. Aufl. Chicago 1980.

Schröder, Iris: Die kulturelle Konstruktion von Verwandtschaft unter den Bedingungen der Reproduktionstechnologien in Deutschland, Göttingen 2003.

Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport. Adoptionsvermittlungsstelle: Bewerbung für die Vermittlung eines Adoptivkindes (**Neuer Fragebogen der Senatsvermittlungsstelle**).

Swientek, Christine: Die „abgebende Mutter" im Adoptionsverfahren. Eine Untersuchung zu den sozioökonomischen Bedingungen der Adoptionsfreigabe, zum Vermittlungsprozess und den psychologischen Verarbeitungsstrategien, Bielefeld 1986.

Swientek, Christine: Ich habe mein Kind fortgegeben – die dunkle Seite der Adoption, Reinbeck 1988.

Swientek, Christine: Adoption: Motive der Annahme – Motive der Abgabe. Möglichkeiten und Grenzen der Adoptionsvermittlung, in: Hillegaart, Peter (Hg.): Adoption: Kindeswohl und Kinderwunsch, Stuttgart 1990: 123-136.

Swientek, Christine: Was Adoptivkinder wissen sollten und wie man es ihnen sagen kann, Freiburg 1993a.

Swientek, Christine: Wer sagt mir, wessen Kind ich bin? – Von der Adoption Betroffene auf der Suche, Freiburg 1993b.

Swientek, Christine: Die Wiederentdeckung der Schande. Babyklappe und anonyme Geburt, Freiburg 2001.

Textor, Martin R.: International Adoption in West Germany: A Private Affair, in: Altenstein, Howard/ Simon, Rita J. (Hgg.): Intercountry Adoption. A Multinational Perspective, New York 1991: 109-126.

Thompson, Charis: Making Parents. The Ontological Choreography of Reproductive Technologies, Cambridge 2005.

Voss, T. R.: Institutions, in: International Encyclopedia of the Social and Behavioural Sciences, Amsterdam/New York 2001: 7561-7566.

Waldschmidt, Anne: Normalität, in: Bröckling, Ulrich/ Krasmann, Susanne/ Lemke, Thomas (Hgg.), Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main 2004: 190-196.

Ward Gailey, Christine: Ideologies of Motherhood and Kinship in US Adoption, in: Ragoné, Helena/ Winddance Twine, France: Ideologies and technologies of motherhood: race, class, sexuality, nationalism, New York 2000: 11-55.

Wegar, Katarina: Adoption, Identity and Kinship. The Debate over sealed Birth Records, New Haven 1996.

Wiemann, Irmela: Ratgeber Adoptivkinder. Erfahrungen, Hilfen, Perspektiven, Hamburg 1994.

Wiemann, Irmela: Wie viel Wahrheit braucht mein Kind? Von kleinen Lügen, großen Lasten und dem Mut zur Aufrichtigkeit in der Familie, Hamburg 2001.

Wild, Elke: Adoption – Familienleben mit doppelter Elternschaft, in: Schütze, Yvonne/ Wagner, Michael (Hgg.), Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema, Stuttgart 1998: 263-281.

Wittland-Mittag, Angelika: Adoption und Adoptionsvermittlung – Selbstverständnis von Adoptionsvermittlern und -vermittlerinnen, Essen 1992.

Zelizer, Viviana: From Baby Farms to Baby M, in: Society, Bd. 25, Heft 3, 1988: 23-28.

Zitelmann, Maud: Kindeswohl und Kindeswille im Spannungsfeld von Pädagogik und Recht, Münster 2001.

Gesetzestexte:

Adoptionsvermittlungsgesetz (**AdVermiG**) in Kraft getreten 2002.

Bürgerliches Gesetzbuch (**BGB**) in der Fassung von 2002.

Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft (Lebenspartnerschaftsgesetz – **LPartG**) in der Fassung vom Februar 2005.

Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland (**GG**), in der Fassung vom August 2006.

Institutionen, in: Corpus Iuris Civilis : Text und Übersetzung. Auf der Grundlage der von Theodor Mommsen und Paul Krüber besorgten Textausgaben, herausgegeben von Okko Behrends, Rolf Knütel, Berthold Kupisch, Hans Hermann Seiler, Bd. 1, Heidelberg 1990.

International Social Service (Hg.): Internal and Intercountry Adoption Laws, Den Haag 1997 (regelmäßig aktualisiert).

Personenstandsgesetz (**PStG**) in der Fassung vom August 2002.

Staudinger/BGB-Synopse 1896-1998, J. von Staudingers Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch: Mit Einführungstexten und Nebengesetzen, BGB-Synopse 1896-1998: Gesamtausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuches von seiner Verkündung 1896 bis 1998 in synoptischer Darstellung, 13. Auflage bearbeitet von Hans-Wolfgang Strätz, Berlin 1998.

Staudinger/Coester (2000), J. von Staudingers Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch: Mit Einführungstexten und Nebengesetzen, Buch 4. Familienrecht, §§1638-1683, 13. Auflage bearbeitet von Michael Coester, Berlin 2000.

Staudinger/Frank (2001), J. von Staudingers Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch: Mit Einführungstexten und Nebengesetzen, Buch 4. Familienrecht, §§1741-1772, 13. Auflage bearbeitet von Rainer Frank, Berlin 2001.

Zeitungsartikel:

AFP: Weiter Wirbel um Madonnas Adoptivsohn, in: Berliner Zeitung, 24. 10. 2006.

AFP: Madonna. Vater gegen Rückkehr des kleinen David, in: Süddeutsche Zeitung-Online, 27. 10. 2006 (http: //www. sueddeutsche. de/panorama/artikel/934/89845/ ; Zugriff 12. 2. 2007)

AFP: Madonna. Nach der Aufnahme des Jungen David wetteiferte die Popsängerin (48) angeblich mit einem australischen Ehepaar um die Adoption eines Mädchens aus Malawi, in: Berliner Zeitung, 22. 11. 2006.

AFP: Klage gegen Adoption in Malawi zugelassen, in: Berliner Zeitung 30. 11. 2006.

Apothekenmagazin-Redaktion: Erziehung: Zurück zur Intuition, in: Apothekenmagazin Baby&Familie 10/2005.

BLZ: 'Ich habe nichts Falsches getan.' Madonna verteidigt die Adoption des kleinen David im Fernsehen, in: Berliner Zeitung, 26. 10. 2006.

Börger, Christiane: ‚Lasst endlich uns Eltern in Ruhe!' In: Eltern 7/2004: 23f.

Cosack, Bettina: Heim und Hoffnung, in: Berliner Zeitung, 18. 10. 2006.

Dpa: Bernhard Bogner stirbt nach Wiesnbesuch, in: Süddeutsche Zeitung, 4. 10. 2005.

Dpa: Bogner-Sohn stirbt bei Alkoholunfall, in: Die Welt, 4. 10. 2005.

Dpa: Madonna verteidigt sich. Die Antwort der Pop-Königin, in: Süddeutsche Zeitung-Online, 26. 10. 2006 (http: //www. sueddeutsche. de/panorama/artikel/789/89700/; Zugriff 12. 2. 2007).

Ehlert, Stefan: Kleine Bärchen, in: Berliner Zeitung, 27. 10. 2006.

Eltern-Redaktion: Auf der Suche nach dem Gefühl, in: Eltern 5/2005: 28-34.

Fleischhauer, Jan/ Fröhlingsdorf, Michael/ Neukirch, Ralf/ Schütz, Jan-Oliver: Abschied vom Idyll, in: Der Spiegel 49/2006: 20-29.

Fritzen, Florentine: Adoptivkinder: Im Schilfkörbchen, in: F. A. Z., 29. 11. 2005.

Gattenburg, Angela/ Matthias, Matussek/ Wolf, Martin: Unter Wölfen, in: Der Spiegel 10/2006: 76-84.

Koydl, Wolfgang: Madonna. Möchtegern-Mutter der Armen, in: Süddeutsche Zeitung-Online, 16. 10. 2006 (http: //www. sueddeutsche. de/panorama/artikel/898/88810/; Zugriff 12. 2. 2007).

Krämer, Beate/ Wolf, Mikaela/ Stechow, Stefanie von/ Tackmann, Volker: Ist Mutterglück käuflich? Madonna adoptiert ein Kind aus Afrika und bringt damit viele Stars in Verruf, in: Bild-Online, 23. 10. 2006 (http: //www. bild. t-online. de/BTO/leute/aktuell/2006/10/22/madonna-mutterglueck/madonna-mutterglueck-kaeuflich. html; Zugriff 12. 2. 2007).

Miller, Tobias/ Kopietz, Andreas: Gibt's Probleme, kommt die Familienhebamme, in: Berliner Zeitung, 5. 1. 2006.

Richter, Christine: Als Schutz vor Misshandlung – ein Pflichttermin beim Kinderarzt, in: Berliner Zeitung, 20. 12. 2005.

RPO: Vorwürfe wegen Adoption: Madonna fühlt sich missverstanden, in: Rheinische Post-Online, 1. 11. 2006 (http: //www. rp-online. de/public/article/aktuelles/gesellschaft/leute/371708; Zugriff 12. 2. 2007).

Rubner, Jeanne: Weltreise zum Wunschkind, in: Süddeutsche Zeitung-Online, 29. 10. 2006 (http: //www. sueddeutsche. de/leben/artikel/708/94614/; Zugriff 12. 2. 2007).

Schlandt, Jakob/ Vestring, Bettina: Politik will Kinder schützen, in: Berliner Zeitung, 28. 12. 2005.

Thor, Igor: Madonna. Meine Gucci-Schuhe, mein Malawi-Kind, in: Focus-Online, 17. 10. 2006 (http: //www. focus. de/panorama/boulevard/madonna_nid_37588. html; Zugriff 12. 2. 2007).

Zylka, Regine: Überholte Familienbilder, in: Berliner Zeitung, 7. 12. 2006.

Internetseiten:

http: //www. adoption-pflege. de/ (Zugriff 12. 2. 2007).

www. ane. de/index. php?id=1030&type=98 (Zugriff 12. 2. 2007).

http: //epp. eurostat. ec. europa. eu/portal/page?_pageid=1996,39140985&_dad=portal&_schema=PORTAL&screen=detailref&langua-ge=de&product=Yearlies_new_population&root=Yearlies_new_population/C/C1/C12/cab13584 (Zugriff 12. 2. 2007).

http: //www. wunschkinder. net/infosammlung/Adoption#h125-11 (Zugriff 12. 2. 2007).

http: //www. moses-online. de/web/90 (Zugriff 12. 2. 2007).

http: //www. zdf. de/ZDFde/inhalt/24/0,1872,3927064,00. html (Zugriff 12. 2. 2007).

http: //www. adoption. de/aktu_tvtipps. htm (Zugriff 12. 2. 2007).

http: //www. wdr. de/tv/menschen-hautnah/archiv/2005/11/30. phtml (Zugriff 12. 2. 2007).

www. destatis. de/presse/deutsch/pm2006/p4330082. htm (Zugriff 12. 2. 2007).

Interviews:

I-Bach_1 (Telefoninterview mit einer Hamburger Adoptivmutter am 16. 3. 2006).

I-Borchert_1 (Transkript des ersten Interviews mit Ehepaar Borchert am 23. 3. 2006).

I-Borchert_2 (Transkript des zweiten Interviews mit Ehepaar Borchert am 31. 8. 2006).

I-Engler_1 (Transkript des ersten Interviews mit Ehepaar Engler am 1. 5. 2006).

I-Engler_2 (Transkript des zweiten Interviews mit Ehepaar Engler am 15. 9. 2006).

I-Förster_1 (Transkript des ersten Interviews mit Ehepaar Förster am 23. 5. 2006).

I-Förster_2 (Transkript des zweiten Interviews mit Ehepaar Förster am 18. 9. 2006).

I-Fränkel_1 (Telefoninterview mit einer Adoptivmutter aus Franken am 29. 3. 2006).

I-Koch_1 (Transkript des ersten Interviews mit Ehepaar Koch am 6. 3. 2006).

I-Koch_2 (Transkript des zweiten Interviews mit Ehepaar Koch am 4. 9. 2006)

I-Lehmann_1 (Transkript des ersten Interviews mit Ehepaar Lehmann am 29. 6. 2006).

I-Lerch_1 (Transkript des ersten Interviews mit Ehepaar Lerch am 22. 4. 2006).

I-Lerch_2 (Transkript des zweiten Interviews mit Ehepaar Lerch am 12. 9. 2006).

I-Maiwald_1 (Telefoninterview mit einer Adoptionsbewerberin aus Halle am 10. 3. 2006).

I-Schmied_1 (Transkript des ersten Interviews mit Ehepaar Schmied am 7. 5. 2006).

I-Schmied_2 (Transkript des zweiten Interviews mit Ehepaar Schmied am 10. 9. 2006).

I-Senat_1 (Transkript des ersten Interviews mit dem Leiter der Adoptionsvermittlungsstelle des Berliner Senats am 3. 3. 2006).

I-Senat_2 (Transkript des zweiten Interviews mit dem Leiter der Adoptionsvermittlungsstelle des Berliner Senats und zwei weiteren Mitarbeiterinnen in der Teamsitzung am 15. 3. 2006).

Gesprächsnotizen, Forschungstagebucheinträge und E-Mailkontakte

Gespräch Caritas/Diakonie (Protokoll des Gesprächs mit zwei Mitarbeiterinnen der gemeinschaftlichen Adoptionsvermittlungsstelle des Caritasverbands und des Diakonischen Werks am 4. 5. 2006).

Gesprächsnotiz 17. 3. 2006.

Gesprächsnotiz 6. 11. 2006.

E-Mail Koch 6. 2. 2007.

Protokoll Selbsthilfegruppe 6. 11. 2006.

Verzeichnis meiner Interviewpartner

Ehepaar **Borchert**: Ende 40, Eltern des 15jährigen Daniel und der zwölfjährigen Natascha. Herr Borchert ist Sozialpädagoge, Frau Borchert ist Logopädin. Die ersten Jahre mit den Kindern setzte sie beruflich aus, um sich um die Kinder zu kümmern. Natascha und Daniel wissen seit ihrer ersten Frage ‚in wessen Bauch sie waren', dass sie adoptiert wurden. Zu Daniels Herkunftsfamilie bestehen keine Kontakte. Zwischen Nataschas leiblicher Mutter und Frau Borchert besteht ein regelmäßiger Briefwechsel. Während ihres ersten Adoptionsverfahrens besuchten Borcherts einen Adoptionsvorbereitungskurs, aus dem ein Freundeskreis von Adoptiveltern hervorgegangen ist, der sich bis heute monatlich trifft.

Ehepaar **Engler**: Anfang 40, Herr Engler arbeitet in einem Wirtschaftswissenschaftsinstitut, Frau Engler war in einer Werbeforschungsagentur tätig, bis Englers vor einem Jahr ihre damals wenige Tage alte Tochter Dorothee bekamen. Während ihres Adoptionsverfahrens besuchten Englers mehrere Adoptionsvorbereitungskurse, Kontakte zu anderen Adoptiveltern sind daraus jedoch nicht entstanden. Für Dorothee, die gerade erst laufen gelernt hat, ist Adoption noch kein Thema. Englers planen zwar, Dorothee früh an das Thema heranzuführen, sie grenzen sich jedoch gegen eine besondere Problematisierung von Adoptionsbeziehungen ab.

Ehepaar **Förster**: Anfang 40, Herr Förster ist Jurist, Frau Förster Beamtin im öffentlichen Dienst. Sie sind Eltern des vierjährigen Leon. Vor ihrer Adoptionsbewerbung haben sie einen Adoptionsvorbereitungskurs besucht. Während der Zeit des Adoptionsverfahrens waren sie regelmäßig bei der Adoptionsselbsthilfegruppe. Leon weiß noch nicht, dass er adoptiert ist, seine Eltern hoffen jedoch, dass er ihnen durch Fragen bald die Gelegenheit gibt, ihm davon zu erzählen.

Ehepaar **Koch**: Frau Koch ist Anfang 40 und freiberufliche Restauratorin, Herr Koch ist Mitte 40 und freiberuflicher Bauingenieur. Sie sind Eltern des sechsjährigen Paul und des vierjährigen Phillip und arbeiten beide halbtags, um sich die Erziehung teilen zu können. Beide Kinder wissen, dass sie adoptiert sind und kennen die Namen ihrer leiblichen Mütter. Außer zur Adoptivfamilie der Halbschwester Pauls haben Kochs keine weiteren Kontakte zu anderen Adoptivfamilien.

Ehepaar **Lerch**: Anfang 40, Frau Lerch ist selbstständige Künstlerin, Herr Lerch arbeitet als Wirtschaftswissenschaftler in einer Firma. Lerchs haben das Eignungsverfahren vor anderthalb Jahren abgeschlossen und warten seitdem auf einen Kindervorschlag. Adoptionsvorbereitungskurse oder Selbsthilfegruppen besuchen sie nicht, sie haben jedoch eine Adoptivfamilie im engeren Freundeskreis.

Ehepaar **Schmied**: Anfang 30, Frau Schmied ist als Industriekauffrau in einer Firma angestellt, Herr Schmied arbeitet als Nachrichtentechniker. Sie haben das Eignungsverfahren der Adoptionsbewerbung abgeschlossen und befinden sich am Anfang der Wartezeit. Während des Eignungsverfahrens besuchten sie zwei Adoptionsvorbereitungskurse und mehrere Treffen für Adoptionsbewerber und Adoptiveltern. Derzeit bestehen keine regelmäßigen Kontakte zu Adoptiveltern oder anderen Adoptionsbewerbern.

Selbstständigkeitserklärung

Hiermit versichere ich, Sulamith Hamra, die vorliegende Arbeit mit dem Titel *„Eltern-TÜV? Standardisierung und Normalisierung von Elternschaft am Beispiel von Adoptionsbewerbern und Adoptiveltern"* selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt zu haben.

Die Stellen der Arbeit, die dem Wortlaut oder Sinn nach anderen Werken entnommen wurden, sind stets unter Angabe der Quellen kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde weder veröffentlich noch in gleicher oder anderer Form als Prüfungsleistung vorgelegt.

Berlin, den 6.3.2007